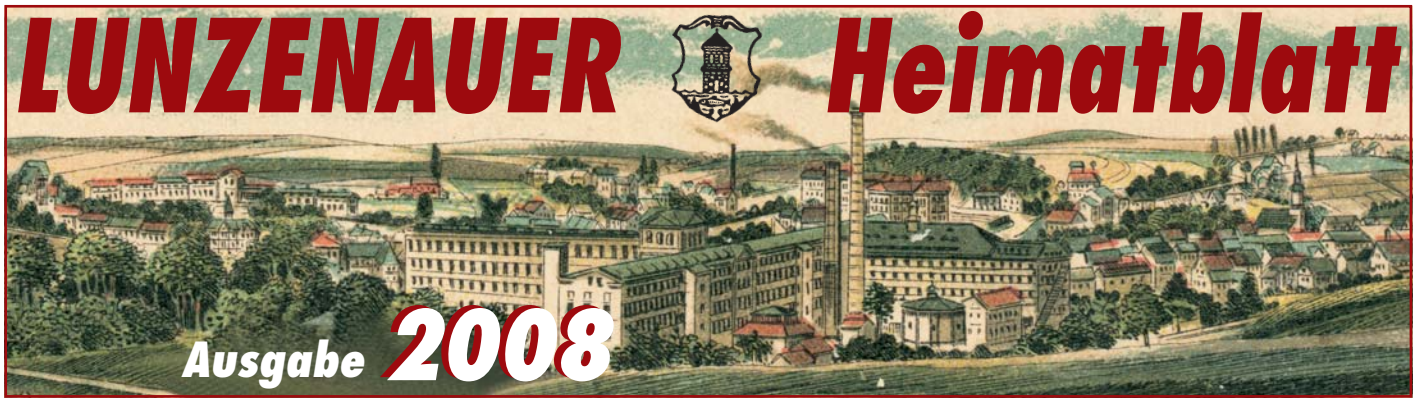


GESTERN & HEUTE • Beilage im Amtsblatt der Stadt Lunzenau • an alle Haushalte

Rochsburg um 1911

Liebe Heimatfreunde in nah und fern,

Sie halten das neue Heimatblatt in der Hand und werden feststellen, dass auch diese Ausgabe eine gelungene Mixtur präsentiert.

In der inzwischen schon 6. Ausgabe des Heftes finden Sie wieder interessante Beiträge unserer zahlreichen „Autoren“. Ein riesengroßes Dankeschön geht auf diesem Wege an die Verfasser der Beiträge. Gleichzeitig rufen wir Sie auf, weiterhin fleißig Stift oder Computertastatur zu betätigen, wir freuen uns über jeden Artikel!

Es ist uns ebenfalls wieder eine große Freude, nachfolgend auf die „Gönner“ unseres Jahresheftes hinzuweisen. Durch deren finanzielle Hilfe ist es Jahr für Jahr möglich, ein ansprechendes Heimatblatt zu veröffentlichen:

Danke ...

Friedrun und Wilfried Köhn
Karin und Klaus Scheubner
Hildegard und Walter Geißler
Ingeborg Kopmann
Ida und Gerhard Hofmann
Renate und Karli Fischer
Wolfgang Bönitz
Lieselotte und Karl Ernst
Gerhard Sittner
Herbert Bönitz
Brigitte Hahn
Renate Kreutner

und ein herzliches „Thank you“ an unsere Spender in der Ferne:

Jutta Miller (North Carolina/USA)
Celia und Dieter Wiesemann (Idaho/USA)

Auch dieses Jahr freuen wir uns über Ihre Unterstützung: Unsere Konto-Nr:3120000433, Bankleitzahl 87051000 Sparkasse Lunzenau -Verwendungszweck Heimatblatt 2008.

Spender werden wir auch wieder im nächsten Heft gern beim Namen nennen.

Sollten sie weitere Exemplare beziehen wollen, vielleicht um diese zu verschenken, so teilen Sie uns das bitte mit.

Einen Dank auch unserer Ortschronistin Karin Mehner, die über das gesamte Jahr hinweg rege recherchiert und Kontakte pflegt.

Liebe Leserinnen und Leser,

die 6. Ausgabe des Lunzenauer Heimatblattes liegt nun vor Ihnen.

Wiederum wird Ihnen Geschichte unserer Stadt und der Ortsteile in Schrift und Bildmaterial näher erläutert. Für einen Teil unserer Bevölkerung stellt das Heimatblatt schöne Erinnerungen an vergangene Zeiten dar. Für die Jüngeren unter uns ist es ein Beitrag zur Geschichtsaufarbeitung.
Viel Interessantes aus der Zeit unserer Vorfahren zu erkunden und manch Neues zu erfahren - diesem Ansinnen haben wir uns als Herausgeber verpflichtet.

Herzlichen Dank an alle fleißigen Schreiber verbunden mit dem Wunsch auf weitere interessante Ausgaben und guter Zuarbeit aus unserer Leserschaft!

Allen Lesern wünsche ich viel Freude an dem Heimatblatt 2008.

Ihr Bürgermeister
Ronny Hofmann

Peter Böttger

Im Hauch der Weltgeschichte geht ein U verloren

Da steht er nun in der neuen Frackuniform eines Oberstleutnants der Infanterie, schwarz mit schwefelgelben Aufschlägen. Der Schneider ist Hoflieferant, daher teuer. Schwer hängen die Orden an der steifen Brustpartie. Das neue Adelsdiplom schiebt er von einer Hand in die andere, aufgeregt, stolz und doch nicht ganz glücklich. „Von Lanzenauer“ soll, darf er jetzt an seinen Namen anhängen. Ihn und seine „eheliche Nachkommenschaft beiderlei Geschlechtes“ hat der Kaiser „für alle künftigen Zeiten in den Adelsstand des oesterreichischen Kaiserstaates“ erhoben. Die Mappe ist mit rotem Samt überzogen, durch alle Seiten zieht sich eine goldene Kordel, an der das kaiserliche Siegel hängt. Ein Wappen führt er jetzt, sehr prächtig, ein sprechendes Wappen. Es zeigt unter anderen Symbolen einen Ritter in einem Fluss. Das ist er, Haehling, in der Mulde bei Lunzenau, damals auf der Jagd nach den Soldaten des Franzosenkaisers. Warum soll er nun nicht „von Lunzenauer“ heißen? In welcher Schreibstube ist das „u“ verlorengegangen oder verstümmelt worden? Bis hier her in die Wiener Hofburg hat es zehn Jahre als „a“ verkleidet in den Kriegsberichten, Aktenvermerken und letztendlich in der langwierigen Prozedur der Adelsverleihung verbracht. Aber da hebt im Wappen ein gerüsteter Arm eine lanzenartige Waffe. Der Heraldiker dachte wahrscheinlich an eine Lanzen-Aue. Gut, heißt er eben ab heut, dem 23. April 1823 **Johann Haehling von Lanzenauer.** -- Damals, am 10. Oktober 1813 galt es den Angriff der Franzosen auf Penig zu verhindern. Eine feindliche Abteilung wollte sich von Lunzenau aus dorthin bewegen. Das österreichische 15. Linien-Infanterieregiment „Baron Zach“ unter Befehl von General Schöffer war ihnen von Chemnitz her gefolgt und stand nun an der Mulde. Doch von der Brücke sah man nur verkohlte Reste. Sie war zum zweiten Male abgebrannt worden, um den hin und her wogenden Heeresteilen die Verfolgung in dieser oder jener Richtung zu erschweren. Man sah die Franzosen in dem Städtchen hausen, wo seit Jahren nichts mehr zu holen war, sie paradierten sogar frech umher, zeigten sich auf der Schlaisdorfer Anhöhe, wohl wissend, dass sie beobachtet wurden. Das war ihr Fehler. Der k.u.k. Oberwachtmeister Johann Haehling, keine 20 Jahre alt, drängte sein Pferd in die kalte Flut und seine Infanteristen wateten ihm willig nach, da mussten die Offiziere folgen. Die Feinde wurden verjagt, verfolgt und viele gefangen genommen, so dass Penig entlastet war. Schon in der „Affaire“ bei Dresden hatte er „sich sehr tapfer und rühmlich benommen“. In der Schlacht bei Leipzig, vom 16. bis 19.Oktober 1813 bewährte sich Haehling ebenfalls, auch das wird im Adelsdiplom erwähnt, wie später seine „Geschieklichkeit bei der Blocade von Befort,

dann bei der Fortifikation-Arbeit und Verteidigung von Langres im Jahre Achtzehnhundert und vierzehn an Tag gelegt.“ - Verregneter Oktober 1813, Leipzig, das ganze Gebiet im Südwesten eine Wasserlandschaft. Unsägliche Strapazen, keine gute strategische Ausgangsbasis für Fürst Schwarzenberg, den österreichischen Oberbefehlshaber. Er kam zunächst bei Wachau nicht gegen das französische Abwehrfeuer an. Im Norden, bei Möckern traten die Preußen auf der Stelle. Napoleon ließ in Leipzig die Glocken läuten, um schon seinen baldigen Sieg zu feiern, da erstickten die Russen unter Benningsen den neuen französischen Angriff, Yorcks Preußen stürmten Möckern, General Blücher brüllte vor seiner Kavallerie sein berühmtes „Vorwärts“. Am 17. war noch alles offen, die Waffen schwiegen zum großen Teil. Am 18. rückte Schwarzenberg mit sechs Kolonnen vor, der Ring um die Stadt war fast geschlossen. Einzig über die Elsterbrücke konnte in Richtung Lindenau noch an einen Rückzug der Grande Armeé gedacht werden. Dachte auch Schwarzenberg daran, den Schwiegersohn seines Kaisers entweichen zu lassen? Den Vater des kleinen Bonaparte, mit dem Titel „König von Rom“, der jetzt im Schloss Schönbrunn selbstvergessen spielte. Der Kampf ging weiter in den Straßen Leipzigs und am 19.Oktober ritten der russische Zar, der König von Preußen und Fürst Schwarzenberg als Sieger in die Stadt ein. Napoleons Nachhut mit 30 000 Mann war gefangen. Wir wissen nicht, wie Haehling die Kämpfe und den Sieg in dieser gewaltigsten Schlacht der Weltgeschichte vor 195 Jahren erlebte. Wir erkennen aus Berichten, dass der Tod fürs Vaterland vielleicht „ehrenvoll“ aber nicht „süß“ war, wie Horaz in seinen Oden überschwänglich gesungen hatte. Auf den Feldern und in den Straßen lagen 37 000 tote Franzosen (d. h. Franzosen, Sachsen(!), Polen) und 54 000 Gefallene der Alliierten. Jedes Haus in Leipzig hatte einen Mann für die Beerdigung der Toten zu stellen. Die Zahl der Verwundeten ist nicht bekannt, es waren zehntausende. In allen Kirchen und anderen verfügbaren Räumen lagen die „Blessierten“, wie es die nummerierten Aufzeichnungen der Stadtschreiber melden . „Das Stroh, welches aus der Thomaskirche geschafft wird, wird auf dem Kirchhofe verbrannt.“, heißt es lapidar am 12. November 1813. (400) Die in der Bevölkerung requirierten Matratzen und Strohsäcke waren schon längst in Blut, Schweiß und Exkrementen verrottet. „Bis morgen sollen 500 Krücken ins Georgenhaus geliefert werden auf Befehl Seiner Durchlaucht des Fürsten Repnin. Der Tischlerobermeister Albrecht, Runge und Betuppeck werden deshalb beauftragt.“ (504 - 7. Dez. 1813) „Für die russischen Lazarette wird ein Fuder Tannenreis verlangt….“ (525 - 18. Dez. 1813). Die nach und nach verstorbenen Offiziere werden namentlich aufgeführt, ihre Beerdigung organisiert. Die „Gemeinen“ sterben ungenannt und werden auch so begraben. Der russische Stadtkommandant Oberst Prendel befiehlt, weil es ständig regnet, das Verlöschen der Lumpenhaufen in den Straßen mit stärkerem Feuer zu verhindern. Bis Februar 1814 dauert es, alle Pferdekadaver zu vergraben. Manche Toten sind zu flach begraben, wurden freigespült. Immer wieder muss in der Stadt „geräuchert“ werden, sogar mit Pferdemist, was immer noch besser riecht als Leichen und Aas.

Unser junger Kämpfer Johann Haehling, sicher schon befördert, zog also, wie wir oben erfuhren, mit gen Frankreich, den aus Leipzig entkommenen Napoleon zu jagen. --

Johann Haehling von Lanzenauer und die 11 anderen neu geadelten Personen nehmen in einer Linie Habt-Acht-Stellung ein, denn der Oberhofzeremonienmeister hat mit seinem Stab geklopft. Der Kaiser. Mehrhundertjährige Würde kommt geschritten mit Turmschädel und habsburgischer Hängelippe, unberührbar. Man sagt, dass er Angst bekommt, wenn sein Minister mit zu viel Arbeit bei ihm eintritt. Allem Neuen ist er abgeneigt, Franz der Erste. Wenn er und sein Fürst Metternich es gewollt hätten, wäre Haehling als Teil einer beliebig verschiebbaren Masse gegen Russland oder Preußen marschiert um dort seine Verdienste zu erwerben, Soldatenlos. - Gneisenau, der maßgeblich für die Planung der alliierten Kriegsstrategie gegen Napoleon zeichnete, bekam von seinem preußischen König nicht einmal Dankesworte. Der König von Sachsen, Friedrich August I., anhänglichster Verbündeter Napoleons, blieb nach der Schlacht Gefangener der Alliierten und verlor mit dem Wiener Kongress 1815 sein halbes Königreich. Was ist dagegen ein verlorenes „U“?!

Quellen: Unterlagen des Stadtarchivs Lunzenau / Kopie des Adelsbriefes der Familie HvL / Militärgeschichtliche Literatur / „Tage nach der Völkerschlacht“ Urania-Verlag 1.Ausg.1988. / Die Darstellung des Protagonisten und die Umwandlung des „u“ ist gedacht.

Rudolf Petzold

Zur Geschichte der Kapelle PAUL SCHNEIDER, Lunzenau

Im Jahr 1929 (Foto) existierte in Burgstädt die Familienkapelle Schneiders JAZZ - Band mit der entsprechenden Besetzung.
Der Sohn PAUL SCHNEIDER, geb. 1911 spielte alle möglichen Instrumente und ist auf dem Foto als Geiger zu sehen (2. v.li.)

Nach dem Umzug von PAUL SCHNEIDER nach Lunzenau ab 1931gründete er eine eigene Kapelle, mit in den unterschiedlichsten Besetzungen.
Stammhaus für Tanz- und Unterhaltungsmusik war das „Muldenschlösschen“ Lunzenau. P. Schneider (re. im Bild)

Nach dem Krieg wurde erneut musiziert und ab 1954 in folgender Besetzung aufgetreten, Stimmungs-, Tanz- und Schrammelkapelle PAUL SCHNEIDER (leider kein Foto):

- *Paul Fritz Schneider, Kapellenchef (auch Polizist in Lunzenau) wohnte im „HAUS ALTENBURG“ :* 1. Violine, Gitarre, Gesang, Solist, Ansage, Musik-Clown, Vortragskünstler, Humorist
- *Herbert Berthold, Karl-Goerdeler-Str. 304, dann Dr.-Otto-Nuschke-Str. 13;* 2. Violine, vertretungsweise Stehgeiger
- *Kurt Hahn, Schäfereiweg-Froschweide:* Bandoneum
- *Kurt Zschille, Schillerstraße:* Bandoneum
- *Rudolf Petzold, Niederelsdorf-Brauerei:* Akkordeon
- *Günter Pohlers, Niederelsdorf (später Stadtrat Lunzenau):* Gitarre, Gesang; Humor, Verse und Gedichte
- *Heinz Zschille, Schillerstraße:* Gitarre (zeitweise)
- *Rolf Schindler, Markt:* Piano
- *Heinz Neefe, Altenburger Straße:* Schlagzeug

Notenkenntnisse waren eine Bedingung, es konnten grundsätzlich nur notenfeste Musikanten mitwirken!

Mein Lunzenau

Lunzenau im Tal der Mulde,
schöne Perle der Natur.
Dankbarkeit die ich dir schulde
begleiten mich in deiner Flur.

Deine schönen Wanderwege,
führn durch Wald und Muldenduft.
Deiner Menschen Wortgepräge,
steigern meine Freude Lust.

Hier und dort kannst du verweilen,
dich besinnen weit zurück.
Als du noch auf jungen Beinen,
erlebtest erster Liebe Glück.

Heute nach vielen Jahren,
Heimatliebe bleibt bestehn.
Wenn auch durch die Welt gefahren,
Lunzenau ich find dich schön.

Werner Scheibner, Bliesransbach/Saarland

Karin Scheubner

103 Jahre alt und stammt aus Lunzenau

Seit Aug.1989 wohnen mein Mann und ich in Ebersbach (Fils) in Baden Württemberg. Familienbande und gute Freunde haben uns immer wieder in unsere alte Heimatstadt Lunzenau zurückgeführt. Dadurch haben wir Kenntnis von der Existenz des „Heimatblattes“ und gelangen Dank verwandtschaftlichem Arrangements jedes Jahr in den Besitz eines Exemplars. Immer wieder werden dadurch Erinnerungen an Ereignisse und Personen in uns geweckt.
Heute möchte ich über (vielleicht) die älteste noch lebende Ureinwohnerin von Lunzenau berichten. Sie ist 103 Jahre alt, heißt Elisabeth Kabek , geb. Bauer, wohnt heute in North Carolina bei Ihrer Tochter Jutta. Sie ist meine Großtante.
Am 29.11.1905 wurde sie als jüngstes von 6 Kindern, der Eheleute Selma und Paul Bauer, in Lunzenau geborgen. Sie heiratete den Klempnermeister Kurt Nebel (genannt Pfamb), bekam eine Tochter (Jutta).
1949 verließ die Tochter die sowj. Besatzungszone und zog nach Königstein (Taunus). Die Mutter Elisabeth, inzwischen geschieden, folgte wenig später der Tochter nach.
Nach dem Tod ihres 2. Ehemannes sah sie ihre Aufgabe und ihr Glück darin, ihrer Tochter bei der Betreuung von 4 Kindern unter die Arme zu greifen und auch sonst war ihre Hilfe in allen Bereichen gern gesehen.
Als ihr Schwiegersohn, der bei der amerikanischen Armee diente, (nebst Fam.) nach Amerika abberufen wurde, war es für sie selbstverständlich, ich komme mit. Alle bestehenden Hindernisse wie z.B Sprache, meisterte sie mit einem bemerkenswerten Optimismus, den sie sich bis heute bewahrt hat. Umzüge von Panama nach Kansas, von Kansas nach Oklahoma, von dort nach North Carolina hat sie mitgemacht um der Familie immer nah zu sein. Ihrer Tochter nebst Schwiegersohn, den Enkeln und Urenkeln gilt auch heute noch ihre ganze Fürsorge. Das hohe Alter bremste zwar ihre Beweglichkeit, aber nähen, ausbessern und ändern, das fällt auch heute noch in ihren Zuständigkeitsbereich. Außerdem kocht sie nach wie vor gute sächsische Eintöpfe (Weißkraut und Kartoffelsuppe) . Am gesellschaftlichen Leben des Wohnortes nimmt sie noch eifrigen Anteil. Weite Strecken im Auto sowie Inlandflüge zu Enkelbesuchen - kein Hindernis für sie.

Sie besuchte Deutschland und Lunzenau mehrere Male. Ein nochmaliger Besuch ist geplant! Sie spricht heute noch ein gepflegtes „sächsisch“. Beim Telefonieren merken wir, ihren Enkeln und Urenkeln hat sie diesen Dialekt „vererbt“. Ihr Staunen war riesengroß als sie auf Fotos sah, was aus ihrem Geburtshaus im Ringgäßchen (jetziger Besitzer Ulli Görsch) geworden ist.
Auch beim Telefonieren nimmt Lunzenau stets ein paar Gesprächsminuten in Anspruch,

es ist eben die alte Heimat.

Elisabeth Modaleck, Burgstädt

Erinnerungen - „Die Biebermühle“

„Die Biebermühle“

„Der Schmied der Biebermühle“

Solange man im Berufsleben steht, bleibt wenig Zeit sich mit der eigenen Vergangenheit zu beschäftigen. Man lebt im „heute“ mit all seinen Sonnen- und trüben Tagen. Hat man das Glück, die Zeit des Ruhestandes zu erreichen, gehen die Gedanken oftmals bis in frühe Kindheitstage zurück und davon will ich heute erzählen:

Wir wohnten im Rochsburger Oberdorf, mein Vater war ein Schmiede- und Beschlagmeister, er arbeitete als Werkmeister in der Weißpappenfabrik der Familie Bieber, welche sich an der Zwickauer Mulde zwischen Rochsburg und Amerika befand. Mein Vater musste sich oft auch an Sonn- und Feiertagen um die Fabrik kümmern, denn in den Jahren (ca. 1923-1931) waren vorwiegend nur er und ein Kutscher, welcher mit Pferd und Wagen die Pappen transportierte, dort tätig.
Man muss hier bedenken, dass zur Fabrik zu dieser Zeit nur ein steiler Hohlweg hinunter ins Muldental führte und nicht von Kraftfahrzeugen befahren werden konnte. Natürlich waren auch oft die Mutter und wir 2 Schwestern mit dort, schließlich wohnte wenig höher in einem Bahnwärterhäuschen eine unserer Gespielinnen. Auf der Wiese des Fabrikgeländes befand sich ein kleiner Gartenpavillon, am Muldenufer lag ein Ruderboot und am Waldesrand standen für uns kleinen Naschkatzen jede Menge Himbeer- und Brombeersträucher bereit. Gern besuchten wir auch die mit in der Fabrik wohnenden „Kutschers“, wo wir oft Kuchen bekamen.

Unsere Großeltern wohnten am rechten Muldenufer im Ortsteil „Klein-Polen“. Wenn wir diese von der Fabrik aus besuchten, liefen wir über das Wehr, welches natürlich von einem der in der Fabrik Beschäftigten immer abgeschlossen wurde. Über das Wehr führte ein Steg, an dem sich ein Seil zum festhalten befand. Jetzt im nach hinein glaube ich, dass dieser Übergang für uns Kinder nicht gerade ungefährlich war. Ich als Kleinste wurde dabei von der Mutter immer am „Schlawittchen“ festgehalten.

Nach der Inflation in den 20-er Jahren und der nachfolgenden großen Arbeitslosigkeit ging die Biebersche Fabrik in Konkurs. Mein Vater wurde dadurch arbeitslos und so führte sein weiterer Lebensweg nach Burgstädt, wo er 1969 verstarb. Die Fabrik und das Wehr wurden später abgerissen und des entstand dort ein Turbinenhaus für Stromerzeugung zur Nutzung industrieller Zwecke. Am rechten Muldenufer stand an der Stelle des ehemaligen Wehres noch viele Jahre ein Schild mit der Bezeichnung „Biebermühle“.

Durch unser Verhältnis zum Muldental war unsere Familie sehr mit dem Wald verbunden. Wir sammelten Beeren und vor allem Pilze und dies vorwiegend im Raum der Felswände der sogenannten „Pferdeställe“ und der Höllmühle. Die Fahrräder wurden bei Landgrafs in Helsdorf untergestellt und los gings! Zuerst suchten wir am linken Hang des Sautales, nach einigen Klettereien liefen wir entlang des Sandweges und nie wurde dabei ein Halt an der „Joachimseiche“ vergessen. Nur noch auf alten Wanderkarten ist diese nicht typisch gewachsene Eiche zu finden, sie ist etwa um 1970 der Verbreiterung des Weges zum Opfer gefallen. Ebenso auch der am Baum stehende, etwas geglättete Granulitstein. Auf der Vorderseite des Steines stand „Joachimseiche“ und auf der Rückseite waren die Worte „gestiftet von den Waldarbeitern 1873“, dies galt als Erinnerung an die Geburt des Grafen Joachim von Schönburg/Wechselburg.
In den ersten 10 Jahren unseres Rentnerdaseins sind wir noch oft in dieses Waldgebiet geradelt. Zum Mittagessen gab es Wurstbrote, ein Thermoskrug wurde mit Kaffee gefüllt und ein gefällter Baumstamm, von welchem man eine gute Aussicht ins Muldental hatte, diente als Rastplatz.

Vor einigen Jahren sind wir an einem Herbststag von Penig aus den Höhenweg des linken Muldenufers bis nach Rochsburg gelaufen. Wir begeisterten uns immer wieder an den schönen Ausblicken in das Tal der Zwickauer Mulde. Leider hat es sich dabei nie ergeben, das Gelände der Bieberschen Fabrik aufzusuchen, doch in meiner Erinnerung erscheint alles noch so wie ich es in meiner Kindheit erlebte.

WOLFGANG BÖNITZ

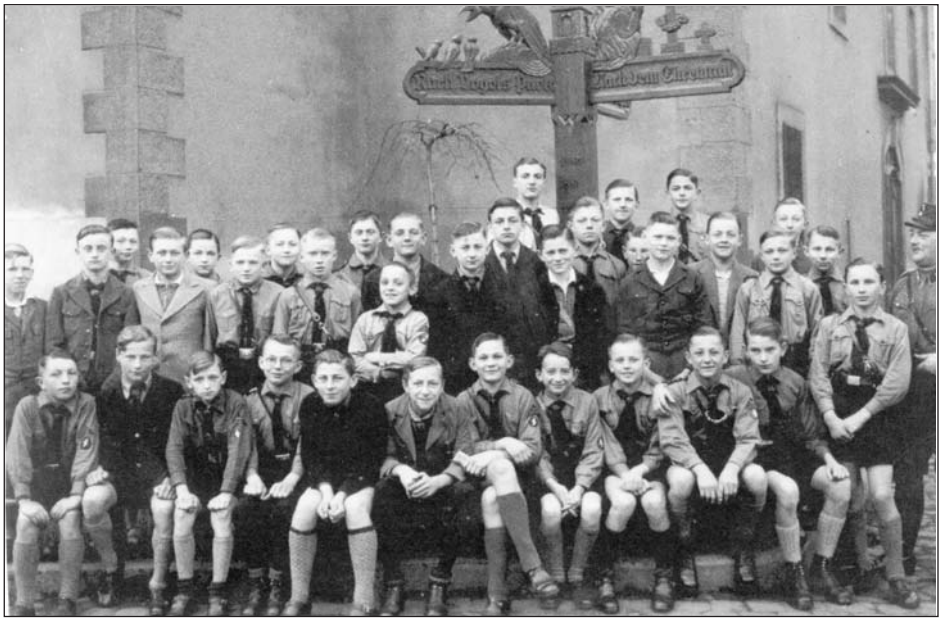
Gedanken zu einem Foto

Das Foto erhielt ich mit der Bitte festzustellen, wann es aufgenommen sein könnte und ob mir Personen auf dem Bild bekannt seien. Der Standort ist vor der Kirche in Lunzenau und die Person die ich sogleich erkannte, war der SA-Mann auf dem Bild, der Oberlehrer Erich Merker, der später auch noch mein Lehrer für mehrere Jahre war. Er war wohl Mitglied des „SA - Sturms“ Lunzenau, in dessen Reihen er an Wochenenden oft laut singend durch die Strassen zog. Häufig wurde das Lied *„Märkische Heide, märkischer Sand...“* gesungen und ich, damals ein Schüler der ersten Klassen staunte, dass er ein Lied auf seinen Namen sang, denn es ging ja weiter *„... sind des Märkers Freude, sind sein Heimatland..“* Wer ein Märker wirklich war, wusste ich damals noch nicht.

Es deutet weiter eine Reihe von Merkmalen darauf hin, dass die Aufnahme etwa 1938 erfolgte. Nach Kriegsbeginn 1939 hatte Lehrer Merker wohl eine Altersgrenze erreicht, denn ich kann mich nicht erinnern, ihn danach noch in SA-Uniform gesehen zu haben und außerdem mussten die jüngeren SA - Leute dann meist die feldgraue Uniform anziehen und so war der Trupp in Lunzenau danach wohl mit nur wenigen Verbliebenen präsent.
Die Jungen auf dem Bild gehörten offenbar zu einer 8. Klasse und scheinen sich zu einem festlichen Ereignis versammelt zu haben, denn das Aussehen, die geordnete Kleidung, die blank geputzten Schuhe und die gekämmten Haare weisen darauf hin. Vielleicht eine Schulabschlussfeier? Die Jungs trugen überwiegend das etwa ab 1936 als generelle Regel bei solchen Gelegenheiten eingeführte Braunhemd der Pimpfe und waren - so meine Schätzung - alle ca. 1922/1923 geboren. Sie sind also ca. sieben bis acht Jahre älter als ich und so ist es nicht verwunderlich, wenn ich niemand von ihnen erkannte. Ich war damals wohl in der ersten, höchstens in der zweiten Klasse und wir bestaunten und bewunderten solche älteren Jungen eigentlich mehr als unsere Lehrer oder auch die Eltern. Sie genossen unseren grenzenlosen Respekt, wenn sie in der großen Pause auf dem Schulhof mit uns im Kreis spazierten und wir alle unsere „Bemmen“ verzehrten. Sie konnten alles, was wir auch so gern schon gekonnt hätten! Sie konnten schnell laufen, weit und hoch springen, die Kugel stoßen oder den Speer

werfen, sie konnten schwimmen und perfekt Schilaufen und sie konnten selbst schon Drachen und Flugmodelle bauen, die wir ABC - Schützen ehrfürchtig beim Flug auf dem Biesig oder auf den Hügeln um Lunzenau herum betrachteten. Sie waren selbstbewusst und das kommt auf dem Foto deutlich zum Ausdruck. Hörten wir ihnen mal gespannt bei ihren Gesprächen untereinander über sportliche Ereignisse zu, dann hatten wir gewiss den Eindruck, sie seien Trainingspartner von Max Schmeling oder Ersatzfahrer für Bernd Rosemeyer oder Rudolf Carraciola!
Auch ihre Verhaltensregeln waren rückblickend anerkennenswert. Alle Auseinandersetzungen untereinander - die gab es natürlich auch - wurden Mann gegen Mann ausgetragen, meist nur Rangeleien, manchmal sicher auch mit Fäusten, niemals mit Messern oder Schlagwerkzeugen. Man hatte feste Begriffe von Fairness und nicht zu vertretenden Ehrenrührigkeiten. So kann ich mich nicht erinnern, ein einziges Mal von einem älteren Schüler bedrängt, geärgert oder gar geschlagen worden zu sein. Gewiss war im Umgang mit den Jüngeren oft etwas Herablassung oder auch Veralberung dabei - Böswilligkeit nie!
Natürlich wurden diese beispielhaften Grundsätze auch weiter gegeben und sie spielten ebenso in der Persönlichkeitsentwicklung der nachfolgenden Jahrgänge eine solche Rolle.

Man war sich zu dieser Zeit in der Bevölkerung im Wesentlichen mit dem Regime noch einig - wenn auch vieles schon mit Misstrauen und stetig wachsender Sorge gesehen wurde - das sich so selbstbewusst zeigte, das Saarland wieder in das Deutsche Reich holte, die Pflichten des verhassten Versailler Friedensvertrages von 1919 aufhob und in das nach dem Ersten Weltkrieg entmilitarisierte Rheinland mit klingendem Spiel wieder einzog. Auch die Arbeitslosigkeit der vergangenen Jahre war weitgehend im Abklingen, besonders durch die Aufrüstung, die sehr schnell nach 1933 begann und die aber auch zwangsläufig andere Wirtschaftszweige belebte. So hatten die Jungen auf dem Bild gewiss keine größeren Probleme mit dem Finden einer Lehr- oder Arbeitsstelle. Zumal ihre schulische Ausbildung in Lunzenau sehr gut gewesen ist. Die Schule in Lunzenau wurde in den Knabenklassen - der Unterricht erfolgte in der Unterstufe noch nach Geschlechtern getrennt - von älteren und erfahrenen Lehrern dominiert, die, wie die Oberlehrer Geißler und Merker, also der SA-Mann auf dem Bild, schon seit oder kurz nach dem Ersten Weltkrieg ihre Lehrtätigkeit in Lunzenau ausübten. Die etwas jüngeren, aber erfahrenen und selbstbewussten Lehrer Bonitz, Haasemann, Friedel, Köhler und einige andere ergänzten die Runde und gestalteten maßgeblich für ein Jahrzehnt die Schulbildung der Lunzenauer Schüler. 1934 stieß noch als neuer Rektor der bisherige Lehrer aus Penig, Karl Herold dazu und sorgte bald dafür, dass die Lehrerschaft sich dem neuen Regime ergeben musste und in die Partei, die NSDAP, eintrat. Dabei war z. B. der Lehrer Bonitz vorher Mitglied der SPD gewesen und den Lehrer Köhler rückte man sogar in seinen Anschauungen in die ideologische Nähe der KPD. Mit Werbung für die Nationalsozialisten hielten sich fast alle Lehrer gegenüber den Schülern zurück und gingen gewöhnlich nicht über das notwendig Erscheinende hinaus.
Rektor Herold war aber, ungeachtet seiner Vorreiterrolle für die nationalsozialistischen Ideen, *(wofür er sich unmittelbar nach dem Krieg sehr geschämt hat)* selbst ein ausgezeichneter



Lehrer, besonders in den naturwissenschaftlichen Fächern. Er gab so viele Impulse an die Schüler, an die Eltern und die Stadtverwaltung, dass seine Berufung bald als ausgesprochener Glücksfall für Lunzenau betrachtet wurde. Er setzte die schulgeldfreie Unterrichtung begabter Schüler nach dem Lehrplan von Mittelschulen durch, gab selbst fakultativen Unterricht in Schreibmaschine und Stenografie - ohne Kosten für die Eltern - und sorgte für eine straffe Ordnung im gesamten Schulbetrieb. Der Unterricht in seinen Fächern - vorzugsweise Mathematik, Physik, Chemie, Biologie - war so gut, dass sich das überall herumsprach und viele Eltern aus den umliegenden Gemeinden versuchten, ihre eigenen Kinder auch in Lunzenau einschulen zu lassen. Da sich alle anderen Lehrer ebenso von ihrer besten Seite zeigten, stieg das Niveau des Unterrichts in den Dreißiger Jahren erheblich an. Die nationalsozialistische Ausrichtung der Schule und der Lehrerschaft war durchaus erkennbar, wurde aber unter diesen Umständen von den Eltern eigentlich problemlos akzeptiert und sogar als eine positive Entwicklung angesehen.
Wenn man heute bei vielen Lunzenauer Schülern der Dreißiger und Vierziger Jahre den Lebensweg nachvollzieht, dann wird sichtbar, wie gerade diese intensive Schulbildung die einzelnen Lebenswege beeinflusst hat. Aus ihnen wurden angesehene und verantwortungsbewusste Fachleute, Meister im Handwerk und in der Industrie, Lehrer, Ingenieure, selbständige Kaufleute und Gewerbetreibende, Angestellte des öffentlichen Dienstes u. a .m.

Und ich bin der Meinung, dass dieses selbstbewusste Wissen und das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten den Jungen auf dem Bild zu Recht schon anzusehen ist.

Was sie aber noch nicht wussten war, dass schon ein Jahr später der furchtbare Zweite Weltkrieg von Hitler ausgelöst und von seinen Paladinen in der Partei und auch in der Wehrmacht begeistert mitgetragen wurde. Die Jungen auf dem Bild wurden so wahrscheinlich spätestens 1940/41 zum Arbeitsdienst eingezogen und unmittelbar darauf zum Militär. Das Haupteinsatzgebiet war der Krieg im Osten, gegen die Sowjetunion, der so viele Opfer gefordert hat. Wer ist von den Jungen auf dem Bild dabei gewesen, wer hat überlebt, wer wurde verwundet, wer musste sein Leben in irgendeinem Schlammloch lassen? Wie haben deren Eltern eine solch furchtbare Nachricht verkraftet? Ich habe noch die Mütter von gefallenen jungen Männern in Erinnerung. Sie veränderten sich völlig und konnten diesen Verlust natürlich lebenslang nicht verwinden.
Es war diese Kriegszeit, in der viele junge Männer, begleitet von ihren besorgten und angsterfüllten Müttern, Frauen und Freundinnen über die Brücke zum Bahnhof Cossen zogen, um den Wehrdienst an irgendeinem Frontabschnitt anzutreten oder auch schon als sechzehnjähriger Luftwaffenhelfer bei einer Fliegerabwehrkompanie. Wie viel fröhlicher waren sie, wenn sie einmal zu einem Urlaub den Fußweg von den Heimatbahnhöfen nach Hause antreten konnten, aber das war ja stets nur eine kurze Zeit der Freude, dann mussten sie wieder hinaus und ich habe die Abschiedsszenen noch vor meinen Augen, die sich auf dem Bahnhof Cossen abspielten. Für viele der jungen Männer war der Gang über die Muldenbrücke ohne Wiederkehr. Für sie blieb nur noch die schwarz umrandete Anzeige in den lokalen Zeitungen.

Und da bin ich nun wieder dankbar, dass ich doch etwa sieben Jahre jünger war und der ursprüngliche Neid wegen des Jüngerseins ist durch diese schlimmen Ereignisse völlig verschwunden!
Dabei waren die Folgen schon eine Wiederholung, ebenso hatte sich das bereits im Ersten Weltkrieg 1914-1918 zugetragen. Da mussten ihre Väter und deren Brüder als junge Männer den gleichen Weg aus der Stadt hinaus ziehen, um in Flandern, an der Somme oder an der russischen Front ihr Leben sinnlos zu riskieren und auch zu verlieren.
Der Gedenkstein auf dem Lunzenauer Friedhof erinnert daran.

Schließe ich meine Gedanken ab mit einem Gefühl der Dankbarkeit an die älteren Schüler in Lunzenau, die uns viele wertvolle Regeln unbewusst vermittelten und die so nicht unwesentlich zu einer guten charakterlichen Erziehungshilfe wurden.

Wohl auch einer der Gründe dafür, dass ich immer mit Zufriedenheit an meine Kindheit und frühe Jugend in Lunzenau in einer sehr schwierigen Zeit zurück denke.

im Juni 2008

1209 - 2009 800 Jahre Hohenkirchen
Aus der Geschichte der Hohenkirchener Schule

Von Erhard Zschage

Der erste aktenkundig erwähnte Hohenkirchener Schullehrer hieß Georg Schindler. Die Kirchenbuch-Eintragung stammt aus dem Jahr 1623. Es ist aber anzunehmen, dass Schulunterricht in Hohenkirchen schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts abgehalten worden ist. Denn im Jahr 1580 hat Kurfürst August (1563-1586) eine kursächsische Schulordnung erlassen, die in Flecken und Dörfern Sachsens die Errichtung deutscher Schulen anwies. Sicherlich war das auch eine Auswirkung der Reformation. Martin Luther hatte sich 1524 an die Ratsherren aller Städte deutschen Landes gewandt, dass sie „christliche Schulen aufrichten und halten sollen“.
Damit gab es nun ein dreistufiges Schulsystem: zu den schon existierenden Lateinschulen (vergleichbar mit den heutigen Gymnasien) und den Universitäten kamen die „Kinderschulen“ hinzu, die in etwa den heutigen Grundschulen entsprachen. Allerdings war der Schulbesuch noch freiwillig und vornehmlich für Jungen gedacht. Erst 1773 wurde in Kursachsen die Schulpflicht für alle Kinder eingeführt und 1805 der allgemeinbildende Schulbesuch auf acht Jahre festgelegt. In der Anfangszeit bestand der Unterricht hauptsächlich im Auswendiglernen von Bibelsprüchen und des Katechismus sowie im Erwerb von Grundkenntnissen in Lesen, Schreiben und Rechnen. Respekt verschafften sich die Schulmeister mit dem Rohrstock. In den Sommermonaten fehlten die Bauernkinder oft in der Schule, da sie zu den Feldarbeiten in der elterlichen Landwirtschaft gebraucht wurden. Auch Kinderarbeit in Fabriken war damals verbreitet. Für diese begehrten billigen Arbeitskräfte richtete man gleich vor Ort die sogenannten Fabrikschulen ein. In der Spinnerei Göritzhain wurde im Jahre 1835 eine solche Schule gegründet. Der Unterricht erfolgte überwiegend abends nach der Arbeit in der Fabrik. In der warmen Jahreszeit gingen die Kinder meist barfuß zur Schule und sonst in Holzpantinen. Daher rührt auch die spöttische Bezeichnung der Dorfschulen mit „Holzpantoffelgymnasium“.

Wann und wo der erste Schulunterricht in Hohenkirchen stattfand, ist nicht bekannt. Vielleicht in den Anfängen wie auch anderenorts geschehen in den Wohn- und Arbeitsräumen der jeweiligen Schulmeister, die den Schulunterricht im Nebenberuf nur wenige Stunden täglich durchführten. Wohlbekannt ist aber die Örtlichkeit in Hohenkirchen, in dem die Schule in späterer Zeit über Jahrhunderte hinweg untergebracht war. Das Gebäude steht nämlich noch heute als Wohnhaus genutzt in direkter Nachbarschaft zu Kirche und Pfarrhaus. In diesem relativ kleinen Haus wurden die Kinder von Hohenkirchen, Berthelsdorf, Cossen und teilweise auch aus Göritzhain bis zum Jahr 1862 unterrichtet. Erst in diesem Jahr wurde eine neue Schule mit zwei Klassenräumen eingeweiht. Neben dem Schulleiter, der gleichzeitig auch Kantor war, gab es jetzt noch einen zweiten Schulmeister, einen sogenannten Hilfslehrer. Das erwies sich als großer Fortschritt, denn das alte Schulhaus war für die gewachsene Kinderanzahl schon lange viel zu klein. Ausdruck der bestehenden Probleme ist die Klage des Hohenkirchener Pfarrers Türschmann aus dem Jahr 1843 über den beengten Schulraum, der selbst bei Schichtunterricht für die rund 180 Schulkinder nicht mehr ausreichte.
Aber bald wurde es auch im neuen Schulhaus neben dem Gasthof wieder zu eng, denn der untere Ortsteil war einwohnermäßig vor allem durch den Bau der Eisenbahnstrecke Leipzig-Chemnitz (1871) und die Vollendung der Muldentalbahn (1876) enorm gewachsen. So kam es nach langem Hin und Her zum Bau eines zweiten Schulgebäudes direkt hinter dem ersteren. Es wurde 1902 in Betrieb genommen, weitere vier Klassenzimmer kamen damit hinzu. Jetzt konnte in der „alten“ und „neuen“ Schule gleichzeitig in sechs Räumen unterrichtet werden.

Blicken wir aber noch einmal zurück auf die Schulverhältnisse im 18. Jahrhundert. Dazu ist in den Akten der Herrschaft Schönburg, Amt Wechselburg, ein Vorgang zu finden, der historisch interessanten Aufschluss über das Lehrerdasein und die Prozeduren bei der Besetzung von Schullehrerstellen in den vom Feudaladel beherrschten und verwalteten Dörfern gibt. Lassen wir dazu auszugsweise die „Acta 3371“ über „Die Wiederbesetzung des Schuldienstes zu Hohenkirchen mit Gottlob Lebrecht Polster, jetzt eingesetzt mit Christian Gottfried Lindemuth, ergangen vom Gräflich Schönburgischen Amte Wechselburg im Jahre 1777“ sprechen.
Die Akte enthält zuoberst das Bewerbungsschreiben des Hohenkirchener Lehrersohnes G. Lebrecht Polster um das Schulamt in Hohenkirchen, gerichtet an den Graf von Schönburg , der als Kirchenpatron auch für die Besetzung der Lehrerstellen in seinem Herrschaftsbereich zuständig war. Die geschraubten und gestelzten Formulierungen sowie der unterwürfige Ton werfen ein bezeichnendes Licht auf die soziale Lage und Stellung der Lehrer in der damaligen Zeit. Die Rede vom „armen Schulmeisterlein“ wird hier zur harten Realität. Das Schreiben lautet:
„Hochgeborener Reichsgraf, gnädigster Graf und Herr, Eure Hochreichsgräfliche Excellenz, bitte ehrfurchtsvoll um gnädigste Erlaubnis, Hochdieselben in tiefster Erniedrigung anzuflehen, Sie wollen bei vorgesehener Wiederbesetzung einiger Schulvacanzen in dero Herrschaft Wechselburg, wenn Eure Excellenz meinen Vater mit der von ihm supplierten Translocation zu begnadigen, und sich huldigst entschließen, mir diesen Schul- und Organistendienst zu dergleichen Verrichtungen ich mich von Jugend an brauchbar zu machen versucht habe, zu conferieren, und mich dazu zu designieren mildest geruhen.
Ich verspreche heilig, mich bei dieser Funktion unter göttlichem Beistand durchgängig gegen Gott, sein Wort und Jedermann gebührend zu verhalten und immer tätiger zu erweisen, und allzeit ... mein armes Gebet für Ew: Hochreichsgräfliche Exzellenz und dero Erlauchten Familie, höchstes Wohl zu dem belohnenden Gott andächtig zu richten, nie ablassen will und verharren in profunder Submission Zeit meines Lebens.
Ew: Hochgräfliche Excellenz unterthänigst demüthigenst Gottlob Lebrecht Polster
Hohenkirchen, den 4. Jan. 1777“

Zu dieser Bewerbung um die Schulmeisterstelle in Hohenkirchen, die bisher Lebrechts Vater, Johann Michael Polster, inne gehabt hatte (er hatte sich um eine andere Lehrerstelle beworben) schrieb der Hohenkirchener Pfarrer Gottlob Hahmann unter dem 3.Januar 1777 in einer Beurteilung für Lebrecht Polster:
„Dass Gottlob Lebrecht Polster, Johann Michael Polsters allhier einzigster Sohn, sich jederzeit eines frommen, stillen und eingezogenen Lebenswandels befleißigt hat und seinen Vater bereits in Abwesenheit den Schul- und Gottesdienst wohl verrichtet hat.“

Offensichtlich hat der seinerzeit herrschende Reichsgraf Polsters Gesuch, als Schullehrer in Hohenkirchen eingesetzt zu werden, wohlwollend entgegen genommen und ihn designiert. Denn in den Akten findet sich die Notiz, dass für den Sonntag Judica 1777 von der Superintendentatur Penig das öffentliche Examen von Gottlob Lebrecht Polster in der Kirche zu Hohenkirchen angesetzt war.
Aber der neugebackene Schullehrer Polster hat weder seinem Namen Lebrecht noch seinen

Beteuerungen im Bewerbungsschreiben Ehre gemacht. Denn schon am 20. Juni 1778 berichtet Superintendent Gottlieb Uhlich aus Penig dem Grafen von Schönburg über das „üble Benehmen des Hohenkirchner Schulmeisters“, der „Exzesse“ begangen habe und sich seit „zehn Tagen gänzlich abwesend befindet und die Kinder, die er trotz aller Ermahnungen stets verabsäumt, nunmehr wie Schafe ohne Hirten herumirren.“ Als Schulaufsichtsperson sehe er sich genötigt, dieses Verhalten nicht länger zu dulden und bittet den Grafen um Verhaltensbefehle.
Datiert vom 12. August 1778 befindet sich ein weiterer Schrieb in den Akten, in dem Superintendent Uhlich dem Grafen meldet, dass Schulmeister Lebrecht Polster „in erbärmlichen Anzuge, zerrissen und zerlumpt“ wieder in Hohenkirchen eingetroffen sei. Der wochenlang ausgebüxte Lebrecht Polster hat den Schuldienst danach wieder aufgenommen. Aber er hat nur ein Jahr durchgehalten, denn mit Datum vom 17.August 1779 berichtet der Superintendent dem Grafen erneut von einer „Gemüthszerrüttung“ des Hohenkirchener Schulmeisters. Jetzt ist dem Grafen wohl der Geduldsfaden gerissen, denn ein Christian Gottfried Lindemuth kommt nun ins Spiel, der seit 1774 Schulmeister in Naunhain ist. In seinem Bewerbungsbrief schreibt Lindemuth, dass er „in großer Dürftigkeit schmachte“ und bittet die Hochreichsgräfliche Excellenz um die Schulmeisterstelle in Hohenkirchen.
Schon am 28.September 1779 bestimmt der Schulpatron , dass „nach Entfernung und Fortgang des Schulmeisters Polster am 19. Sonntag nach Trinitatis Christian Gottfried Lindemuth die Schulprobe in Hohenkirchen ablegen soll“. Das war ganz offensichtlich eine gute Entscheidung, denn die Hohenkirchener Schulkinder haben diesen Lehrer lange behalten. Bis 1813 in bereits fortgeschrittenem Alter war Lindemuth als Schulmeister in Hohenkirchen tätig. Nach dessen Emeritierung erhielt Carl Feucker, Privatlehrer aus Glauchau, die Schullehrerstelle in Hohenkirchen. Als Feucker nach Hartmannsdorf „befördert“ wurde, kam 1828 Gottfried Eißner, bisher Kinderlehrer in Seitenhain, als Schulmeister und Organist nach Hohenkirchen. 1853 ist Eißner dann als Lehrer nach Wiederau „weiterbefördert“ worden, wie es in der betreffenden Akte heißt. In Wiederau ist 1857 seine Tochter Clara geboren worden, die als Clara Zetkin durch ihre Rolle in der internationalen Arbeiter- und Frauenbewegung und als Reichstagsabgeordnete weltbekannt geworden ist.
Soviel zu einigen Hohenkirchener Schulmeisterschicksalen im 18. und 19. Jahrhundert.

Von allgemeinem Interesse dürfte auch sein, wie damals die Prozedur der Neubesetzung einer Schullehrerstelle im einzelnen vonstatten ging.
Wie schon erwähnt, war die Bewerbung an den Kirchen- und Schulpatron des jeweiligen Kirchspiels zu richten. Der vom Patron designierte Kandidat musste vor dem Superintendenten ein „Tentamine“ anstellen, vor dem Konsistorium Leipzig ein „Examine“ ablegen und vor der Kirchgemeinde im Gottesdienst eine „Schulprobe“ abhalten. Zum Examen gehörte auch ein Bekenntnis seiner Gesinnung, das schriftlich als Aufsatz oder auch in Gedichtform niederzulegen war. Darüber hinaus hatte der Kandidat zwei Rechenaufgaben zu lösen. Wenn der Bewerber die Examina bestanden hatte und gegen sein „Leben und Wandel“ nichts erhebliches eingewendet wurde, erhielt er die „Vocation“ zum Schuldienst im Ort.
So hatte Kinderlehrer Gottfried Eißner seine Gesinnung mit dem Aufsatzthema zu bekennen: „Was wissen wir als Christen von der Beschaffenheit des zukünftigen Lebens?“
Schulmeister Gottfried Lindemuth wurde mit folgender Rechenaufgabe examiniert:
„Wenn in einem Tage 28 Thaler, 15 Groschen und 9 Pfennige ausgegeben werden, wie hoch würde sich die Ausgabe in 15 Jahren und 275 Tagen belaufen?“
Frage an die Schulkinder von heute: Wie heißt wohl die Lösung ohne Berücksichtigung von Schaltjahren bei der damaligen Währung: 1 Thaler = 24 Gute Groschen, 1 Guter Groschen = 12 Pfennige ?

Die Hohenkirchener Schulgeschichte reicht von ihrem Anfang bis in das Jahr 1950. In diesem Jahr beendete der letzte Schuljahrgang seine achtjährige Schulzeit (1942 - 1950) vollständig in Hohenkirchen. Ab Herbst 1950 wurden alle schulpflichtigen Kinder im Zuge der damaligen Schulreform in die Zentralschule Lunzenau eingegliedert. Damit fand die rund vierhundertjährige Geschichte der Hohenkirchener allgemeinbildenden Schule ihr Ende. Ungezählte Generationen aus Hohenkirchen, Berthelsdorf, Cossen und teilweise Göritzhain haben im Schuldorf Hohenkirchen Lesen, Schreiben und das Einmaleins gelernt. Viele Lebensläufe und Lebensschicksale sind mit der Schule und ihren Lehrern verbunden.

Die Hohenkirchener Schulgebäude dienten noch etwa 20 Jahre für die Unterrichtung von Berufsschülern verschiedener Berufe. Mit der Einstellung auch des Berufsschulunterrichts in Hohenkirchen wurden die Klassenzimmer dann zu Wohnungen umgebaut. Neun Familien fanden darin ihr Zuhause. Aber auch die Nutzung der beiden Schulgebäude als Wohnraum ist heute bei dem allgemeinen Bevölkerungsrückgang und dem Wohnungsüberangebot zunehmend in Frage gestellt. Nur vier von den neun Wohnungen sind derzeit noch belegt. Den Hohenkirchener Schulhäusern wird wohl in absehbarer Zeit der Abriss bevorstehen. Manche mögen das bedauern, aber es ist der Lauf der Zeit.

Der Schiebböcker

Karli Fischer

In alten Zeiten, als es noch keine Autos gab, kannte man natürlich auch keine Straßen wie heute. Es gab lange Wege, die manchmal nicht einmal mit Pferd und Wagen befahren werden konnten. Verschiedene Handelswaren wie Salz, Braunkohle oder Getreide wurden mit einem Schiebbock transportiert.
Der Schiebbock war eine Karre mit einem Rad und einer flachen Ladefläche. Diese wurde bis über das Rad hinaus gebaut. Ein großer Teil der Ladung wurde über das Rad gelegt. Wenn die Karre angehoben wurde, lag die Last zum Großteil über dem Rad. Das war für den Schiebbockschieber eine kleine Erleichterung. Musste er doch auch lange Strecken damit fahren. Wenn es aber bergauf ging, war das eine verdammt schwere Arbeit. Diese Schinderei wurde, wie sollte es auch anders sein, immer schlecht bezahlt. Einen reichen Schiebbockfahrer gab es nicht. So hat es mir wenigstens mein Großvater Curt Schmidt erzählt.
Diese Leute hatten bestimmte Strecken, die sie befahren mussten. Hier kannten sie auch die Wirtshäuser, wo es billig etwas zu essen gab. Das billigste war oft ein selbstgemachter Käse- fast immer Ziegenkäse. Der wurde mit Kümmel gemacht und hatte eine dicke Haut. Als Kind habe ich diese Haut gern gegessen. Dieser Käse war eine schmackhafte und sättigende Mahlzeit. Diese wurde von den Schiebbockfahrern gern bestellt und kam so zu dem Namen „Schiebböcker“.
Wenn wir, mein Großvater und ich, vom Pilze suchen kamen, kehrten wir oft in Himmelhartha bei Hartmanns ein. Da bekam ich ein Himbeerwasser oder Malzbier und dazu auch einen Schiebböcker. Gretel machte mir dann immer noch ein Spiegelei darüber. Da war ich natürlich ganz stolz. Wenn ich mich dann über den Käse hermachte, erhielt ich eine Belehrung vom Großvater, welche die Rechtschreibung betraf. Er sagte: „Schieben, scheißen, Schiebbock schiem, wird mit „sch“ geschriem!“
Stolz war ich auf meinen Großvater, der so einen feinen Spruch aufsagen konnte.

Wahre Begebenheit - Rochsburg um 1950

Dr. Langowsky (Bild) aus Lunzenau sitzt mit seiner Frau bei Kaffee und Kuchen auf der Terrasse des „Muldenschlößchens“ in Rochsburg.

Der Aushilfskellner Jack räumt dienstbeflissen den Nachbartisch ab und kratzt sich ganz nebenbei am Gesäß. Da fragt Dr. Langowsky: „Haben Sie Hämorrhoiden?“

Darauf der Aushilfskellner: „Wenn das Gericht nicht auf der Karte steht, muss ich mal in der Küche nachfragen.“

Wolfgang Günther (Bremen)

Protokoll vom Julihochwasser 1954 in Lunzenau.

FREITAG 09. Juli 1954

11 Uhr: milchiger Himmel, unaufhaltsamer Regen, auf der Straße nur hastende Menschen. In kleinen Bächen fließt das Regenwasser in die Gullys.

12 Uhr: Die Mulde schwillt an. Eine Wasserleiche ist gemeldet.

13 Uhr: Das Radio berichtet über Überschwemmungen in den Voralpen; die Donau ist von 3,50 m auf 11 m angestiegen; Teile von Passau unter Wasser. Die Muldenflut schwappt über die Gartenmauer.

15:30 Uhr: unser Garten von Überschwemmung bedroht

16:00 Uhr: wollte noch Himbeeren pflücken, musste jedoch dem eindringenden Wasser weichen. Das Muldenwasser ist seit einer halben Stunde um etwa 30 cm gestiegen, weitere 2,50 m sind vorhergesagt.

17:30 Uhr: Ich trage Holzstämme vom niederen Gartenteil in den Hof. Die Hühner sind umquartiert, ihr Auslauf ist geflutet. Die Bahnstrecke Rochlitz-Chemnitz ist gesperrt. Es regnet unaufhörlich.

19 Uhr: Sirenengeheul. Erste Wohnungen werden geräumt.

19:25 Uhr: Wir erhalten mündliche Anweisung - beim nächsten Sirenenalarm sei unser Haus zu räumen. Panikmache?

23 Uhr: Wir wohnen nicht mehr an der trägen Mulde, wir wohnen am reißenden Strom. Im benachbarten Heilbad stehen die Maschinen unter Wasser. Der Elsbach hat sich in einen Fluss verwandelt und ist über die Ufer getreten. Der Muldenstrom hat die Schaukelbrücke in Rochsburg weggerissen.

24 Uhr: Sirene! Ich frage, was das bedeutet. 3 Meter Wasseranstieg ist zu befürchten, denn die Talsperre Sosa will Schleusen öffnen. Wir räumen Keller und Erdgeschoss.

SONNABEND 10. Juli

In Häusern steht das Wasser. Der untere Teil der Altenburger Straße ist überflutet. Aus den Kellern des Volkshauses läuft Wasser. Im Heilbad werden die Türen mit Sandsäcken verbarrikadiert. Die Muldenbrücke, die verbreitert werden soll, ist in Gefahr. Die Schule wird Treffplatz für Evakuierte, die Polizeiwache ist Sanitätsstelle.

2.45 Uhr: Eintöniges Rauschen des Regens und das Brausen des schäumenden Flusses ermüden. Die Eltern versuchen zu schlafen. Ich sehe mit der Taschenlampe in den Garten, wo Möhren, Krautköpfe, Stroh, Holz und Zaunlatten schwimmen.

3:16 Uhr: Auf der Straße ziehen Leute Karren und Handwagen mit Habe. Ein Polizist holt bei uns Säcke. Nebenan im Heilbad bricht das Wasser durch die Türen. Es beginnt zu tagen. Der Regen hat leicht nachgelassen.

3:44 Uhr: Ich war im Heilbad. Im Heizraum arbeiten jetzt zwei Pumpen.

9:32 Uhr: Im Garten sind Kisten angeschwemmt worden. Weiterer Wasseranstieg ist angesagt.

11:02 Uhr: Mein Paddelboot wird in der Fabrikgasse und in der Altenburger Straße eingesetzt, um Nahrungsmittel in Häuser zu bringen.

12:42 Uhr: Wellen schlagen in unseren Hof. Ich hole Kartoffeln aus dem nassen Keller.

13:30 Uhr: Mit dem Boot fahre ich durch „Venedig“, fotografiere und bringe Eingeschlossenen Brote und Würste.

16:07 Uhr: Regen! Regen! Regen! Die Strömung nimmt zu.

19:15 Uhr: Ich gehe müde zu Bett.

SONNTAG 11. Juli

9:54 Uhr: Ich erwache aus tiefem Schlaf. Es regnet noch immer leicht, aber der Wasserstand ist gefallen. 82 Zentimeter messe ich im Keller.

Gundula und Karlheinz Lempe

Der Bahnhof Cossen und das Eisenbahnunglück

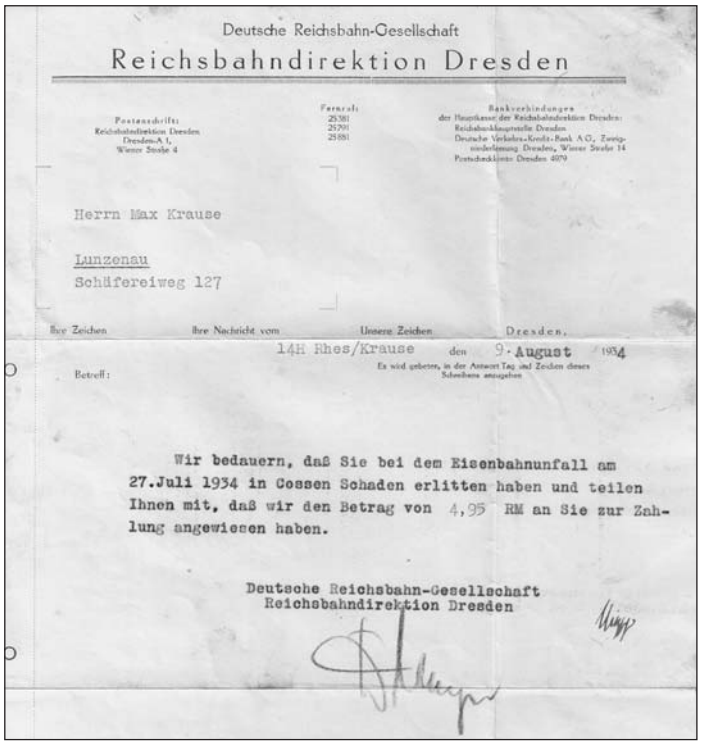
Es ist doch interessant, wenn unsere Altvorderen kleine und große Ereignisse des Heimatortes in Wort- und Bilddokumenten aufgehoben haben.
In Anbetracht der Lunzenauer Heimatblätter, von denen wir erst vor einem Jahr erfahren haben, kramten wir in Gedanken und Annalen. Ich erinnere mich noch, mein Vater erzählte von einem Eisenbahnunglück auf dem Cossener Bahnhof. Er selbst war, von seiner Arbeit aus Burgstädt kommend, in diesem Zug.
Zum Glück handelte es sich bei ihm nur um einen ordentlichen Schreck, sowie um einen Kleiderschaden. Die Deutsche Reichsbahn zahlte meinem Vater damals einen Betrag von 4,95 RM (Reichsmark) nachweislich aus.
Am 4. August 1934 stand dann in den „Muldenthaler Nachrichten“ - im Volksmund die „Mume“ ein aufklärender Bericht:

Tatsachenbericht der Freiwilligen Sanitätskolonne vom Roten Kreuz Lunzenau
über ihre Tätigkeit bei dem Eisenbahnunglück vom 27. Juli 1934, nachmittags 5[30] Uhr, auf dem Bahnhof Cossen

Nachdem nunmehr sämtliche Unterlagen über das Unglück vorliegen, wird von der Führung der Freiwilligen Sanitätskolonne vom Roten Kreuz Lunzenau folgender Bericht gegeben: Der um 17[28] Uhr im Bahnhof Cossen einfahrende Zug verunglückte infolge vorzeitiger Weichenstellnng dadurch, daß die letzten 4 Wagen aus dem Gleis sprangen und dabei die vorderen zwei Wagen davon, etwa 100 Meter bevor der Zug stand, umstürzten. In diesen Wagen befanden sich zahlreiche von der Arbeitsstätte heimkehrende Arbeiter. Sofort nach dem Unglück konnten vier Lunzenauer Sanitäter (davon einer selbst verletzt), die sich in dem Unglückszug befanden, mit Hilfe der auf dem Bahnhof befindlichen Verbandskästen die ersten Notverbände bei den schwerer Verletzten anlegen, die sofort aus den umgestürzten Wagen mit Hilfe von unverletzten Mitfahrenden geborgen worden waren. Inzwischen war vom Fahrdienstleiter der zuständige Bahnarzt und Kolonnenarzt der Freiwilligen Sanitätskolonne Lunzenau, Dr. Hellmich, alarmiert, der 5 Minuten später an der Unglücksstelle erschien. Gleichzeitig war Großalarm an die Lunzenauer und Burgstädter Sanitätskolonnen gegeben worden. Die bereits versorgten Verletzten wurden in den als Verbandsraum belegten Warteraum gebracht, während noch eine schwerer Verletzte aus einem umgestürzten Wagen geborgen wurde. Kurz darauf erschien der zweite Lunzenauer Arzt Dr. Longowski und mit ihm zugleich weitere 3 Sanitäter der Lunzenauer Kolonne, mit einem Kraftwagen und dem dringend nötigen Verbandsmaterial. Im Warteraum, sowie im Güterboden wurde nun die ärztliche Behandlung der Verletzten sofort vorgenommen, die noch durch den wenig später angekommenen Burgstädter Arzt Dr. Schmidt unterstützt wurde. Bereits nach Ablauf von ca. 20 Minuten waren fast sämtliche Verletzte versorgt und zum Abtransport fertig Zwei weitere Burgstädter Aerzte, Dr. Walther und Dr. Böttger, konnten zum Teil noch helfend eingreifen. Der Transport wurde von der Burgstädter Sanitätskolonne, die inzwischen mit dem Krankenauto und zum Teil mit Lastwagen sehr rasch (etwa 10 Minuten) nach dem Alarm erschienen war, und einigen Lunzenauer Kraftdroschken, sowie einem von der Post gestellten Lastwagen übernommen. Das Krankenauto führte sofort einen Transport einer schwerer Verletzten nach Chemnitz durch. Die übrigen wurden von den Kameraden der Burgstädter Kolonne und den inzwischen fast vollständig an der Unfallstelle erschienenen Lunzenauer Sanitätern in ihre Wohnung gebracht.

Bereits gegen 18[45] Uhr waren, Dank der reibungslosen, raschen Zusammenarbeit von Aerzten und den beiden Sanitätskolonnen, sowie der den Absperrdienst versehenden Feuerwehren, die Verletzten von der Unfallstelle abtransportiert. Die Namen der Verletzten sind bereits in dem Bericht der freiwilligen Sanitätskolonne Burgstädt aufgeführt. Einzelne Leichtverletzte (Richard Bernhard und Max Türschmann) sind nachträglich in ärztliche Behandlung gegangen. Zu erwähnen ist noch, daß die Tätigkeit der Sanitätskolonnen in vorbildlicher Weise unterstützt wurde von einigen an der Unfallstelle erschienenen SA-Sanitätern in Zivil und einigen anderen ehemaligen Sanitätern.

→



Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft

Reichsbahndirektion Dresden

Postanschrift: Reichsbahndirektion Dresden Dresden-A 1, Wiener Straße 4

Fernruf: 25381 25791 25881

Bankverbindungen der Hauptkasse der Reichsbahndirektion Dresden: Reichsbahnhauptstelle Dresden Deutsche Verkehrs-Kredit-Bank A.G., Zweigniederlassung Dresden, Wiener Straße 14 Postscheckkonto Dresden 4079

Herrn Max Krause

Lunzenau
Schäfereiweg 127

Ihr Zeichen | Ihre Nachricht vom | Unsere Zeichen 14H Rhes/Krause | Dresden, den 9. August 1934

Es wird gebeten, in der Antwort Tag und Zeichen dieses Schreibens anzugeben

Betreff:

Wir bedauern, daß Sie bei dem Eisenbahnunfall am 27.Juli 1934 in Cossen Schaden erlitten haben und teilen Ihnen mit, daß wir den Betrag von 4,95 RM an Sie zur Zahlung angewiesen haben.

Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft
Reichsbahndirektion Dresden

Christine und Peter Sander

„Doppelquartett Lunzenau 21“

Eine Bereicherung des Lunzenauer Kulturlebens

Lunzenau hatte in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein reiches Vereinsleben. Dazu gehörten auch Gesangsvereine, unter anderem das „Doppelquartett Lunzenau 21“.

Herr Dieter Baumann aus Elsdorf fand im Nachlass seines Großvaters, Herrn Walter Baumann, umfangreiche handschriftliche Aufzeichnungen und weiteres Material über das Wirken dieser Vereinigung, das er dankenswerter Weise dem Heimat- und Kulturverein Lunzenau überließ. Dadurch ist es möglich, an kulturelle Höhepunkte unserer Stadt in vergangener Zeit zu erinnern.

Am 7.November 1921 fanden sich in der Gaststätte „Weißes Roß“ zehn sangesfreudige Herren zusammen und gründeten das „Doppelquartett Lunzenau 21“.

Die Gründungsmitglieder waren

Herr Kantor Dennhardt (Dirigent)
Herr Georg Zschämisch (1.Tenor und Vorsteher)
Herr Arthur Hortenbach (1.Tenor und Kassierer)
Herr Kurt Frommhold (2.Tenor und Archivar)
Herr Walter Baumann (2.Bass und Schriftführer)
Herr Fritz Friedemann (2.Bass und stellvertretender Vorsteher)
Herr Max Zschämisch (1.Tenor)
Herr Alfred Scharschmidt (2.Tenor)
Herr Fritz Werner (1.Bass)
Herr Edwin Walther (1.Bass)

Als Übungslokal wurde das „Weiße Roß“ ausgewählt. Der Dirigent übernahm das Amt vorläufig unentgeltlich und der Vorsteher spendete die Noten für 18 der besten Lieder, damit das Singen beginnen konnte.

Bereits am 6.Mai 1922 fand das erste Konzert mit Ball in der „Goldenen Sonne“ in Lunzenau statt. Es war sehr gut besucht und fand großen Anklang. Ein besonderer Höhepunkt war am 16.September 1922 die Aufführung des Singspiels „Winzerlies´l“ im „Sächsischen Hof“. Auf Grund der großen Begeisterung musste das Stück noch vier Mal wiederholt werden - ein großer Erfolg für die Sänger.

Trotz der großen Probleme, die die Inflation mit sich brachte, wurde im April 1923 beschlossen, ein Tischbanner anzufertigen. Die notwendigen Arbeiten wurden von Mitgliedern und teilweise ihren Gattinnen in Eigenleistung ausgeführt. Das Material musste aber gekauft werden, und zwar je 30 cm blauen und weißen Seidenstoff zum Preise von 8 400 Mark aus Kassenmitteln und Seide zum Sticken sowie Goldschnüre für 66 000 Mark, die von den Mitgliedern gesammelt wurden. Am 15.August 1923 wurde das neue Tischbanner im Vereinslokal geweiht. Dazu erklang das Weihelied „Brüder reicht die Hand zum Bunde“.

In den folgenden Jahren bereicherte das Doppelquartett das Lunzenauer Kulturleben mit einer großen Anzahl von Konzerten und anderen Aufführungen. Höhepunkte waren z. B. ein Volksliederabend im „Sächsischen Hof“

am 28.Mai 1924, ein Rheinliederabend in der „Goldenen Sonne“ am 06.Dezember 1924, ein Lieder- und Operettenabend im „Sächsischen Hof“ am 14.November 1925 sowie die Aufführung der Operette „Unter der blühenden Linde“ im „Sächsischen Hof“ am Ostersonntag 1928.

Auch die Geselligkeit wurde gepflegt. So verband man diese Auftritte häufig mit einem anschließenden Ball, führte gemeinsame Abendspaziergänge in die umgebenden Ortschaften durch und feierte Jubiläen der Vereinsmitglieder.

Zu Gesangsvereinen in Limbach, Chemnitz, Gera, Leipzig und Dresden bestanden freundschaftliche Kontakte. Man besuchte sich gegenseitig und nahm an Konzerten teil.

Anlässlich eines Ausfluges ins Erzgebirge am 15.Juli 1928 nahmen die Mitglieder des Doppelquartetts persönlichen Kontakt mit dem bekannten Erzgebirgsdichter Anton Günther auf. In den Aufzeichnungen ist dazu folgendes zu lesen:

„Doch bevor wir den Ort (Gottesgab) verließen, suchten wir das Heim des weitbekannten erzgebirgischen Dichters und Sängers Anton Günther auf. Wir fanden ihn auf der Wiese bei der Heuernte. Wir hatten eine Ordonanz ausgesandt, um ihn von der Gegenwart in Kenntnis zu setzen. Es vergingen einige Minuten, ehe wir ihn in unserer Mitte begrüßen konnten mit unseren „Heimatglocken“. Tiefgerührt dankte der biedere, einfache Mann mit kurzen Worten für die ihm angetane Ehre. Unser Schnellfotograf war sogleich zur Hand, um die Gestalt des berühmten Mannes auf die Platte zu bannen. Im Vordergrunde der Sänger hatte er Aufstellung genommen, während einige noch hinzugekommene Herren aus Annaberg sich hinter uns gruppierten. Aus Dankbarkeit überreichte uns Herr Anton Günther eine Plakette mit Spruch und Autogramm. Nachdem wir ihm noch „Die alte Treu“ und ein „Lebewohl, auf Wiedersehen“ zum Abschied dargebracht, zogen wir wieder unseres Weges nach Joachimsthal zu …“

Die geknüpften Verbindungen nutzend, wurde am 15.Februar 1930 ein erzgebirgischer Abend unter persönlicher Mitwirkung des bekannten Dichters und Sängers im „Sächsischen Hof“ durchgeführt.

Im November 1931 wurde an drei Abenden die Operette „Winzerlies´l“ wieder aufgeführt und wieder fanden die Darbietungen großen Anklang und Beifall beim Lunzenauer Publikum. Weitere drei Aufführungen fanden im Dezember im „Schützenhaus“ Penig statt.

Am 16.Dezember 1931 wurde in einer Versammlung die Abrechnung sämtlicher Aufführungen vorgenommen. Im Protokoll ist darüber vermerkt:

„Mit großer Befriedigung wird die ansehnliche Summe von 458,50 M Rein-

gewinn festgestellt und dem Kassierer darüber Entlastung erteilt. … Desweiteren wird beschlossen, für sämtliche männliche Spieler samt dem Souffleur je 10 M auszuwerfen, was einstimmig angenommen wird. Die Ansprüche über weitere Entschädigung der weiblichen Mitwirkenden wird vertagt."

Im Laufe der Jahre haben sich im Doppelquartett viele personelle Veränderungen ergeben. Aus mancherlei Gründen sind Mitglieder ausgeschieden und neue Sänger hinzugekommen, einen Mangel an sangesfreudigen Lunzenauern scheint es jedoch nie gegeben zu haben. Die musikalische Leitung lag, bis auf die Zeit von Ende Februar 1924 bis Ende Januar 1925, in der Herr Arthur Mehlhorn Dirigent war, in den bewährten Händen von Herrn Kantor Dennhardt.

Ende des Jahres 1933 ergab sich für das „Doppelquartett Lunzenau 1921" eine schwierige Situation.

Aus dem Protokoll der Versammlung vom 11.November 1933 geht hervor: „Der zweite Vorsitzende Arthur Hortenbach verliest eine Aufforderung des Herrn Stelzmann, Hartmannsdorf, unsere Vereinigung binnen kurzem auf Grund des Gleichschaltungsgesetzes aufzulösen. Er empfiehlt uns, sich dem Gesangsverein „Concordia" oder „Liedertafel" anzuschließen. Hierauf bittet er um diesbezügliche Aussprache. Herr Kantor Dennhardt ergreift das Wort und empfiehlt uns, den Namen „Doppelquartett" auszulöschen und dafür den Namen „Kantorei" anzunehmen. Das wird hierauf einstimmig beschlossen. Das Notenmaterial nebst Schränken wird der hiesigen Kantorei überwiesen. Laut Beleg ist der Kassenbestand restlos aufgebraucht bis auf den Betrag von 0,90 M, die dem zweiten Vorsitzenden Hortenbach für Porto auszuhändigen sind. Hiermit ist die Vereinigung „Doppelquartett" endgültig aufgelöst. Der Gesamtvorstand ist hiermit seinen Pflichten entbunden."

Dass wir an das zwölfjährige Wirken des Vereins erinnern können, ist dem Schriftführer Herrn Walter Baumann zu danken, der während der gesamten Zeit alle Ereignisse ausführlich und lückenlos in gestochener deutscher Schrift dokumentiert hat.

Am 15.Juni 1935 wurde das „Doppelquartett 21" neu gegründet. Über das weitere Wirken liegen uns jedoch keine Informationen vor.

Ein Dank an Familie Hunger, welche dieses Bild zur Verfügung stellte. Im Lunzenauer Heimathaus ist es als Dauerleihgabe ausgestellt.

WOLFGANG BÖNITZ

Man kommt klüger heraus, als...

...man hineingegangen ist! Das ist eine Auffassung, die schon vor vielen Jahren geprägt wurde und die für Rathäuser allgemein gelten soll. Vor allem aber weiß der Besucher eines Rathauses nach dessen Verlassen, wie die offizielle Auffassung zu einem Problem ist - egal, was nun richtig ist und ob er sie so auch empfindet. Aber die Leute, die diese Meinung prägten, haben das ja nicht ohne Grund sagen wollen. Und so gehen wir mal davon aus, dass sicher eine gewisse Berechtigung dazu schon gegeben war und immer noch ist.

Jedenfalls kann man den Bürgermeistern und den Mitarbeitern in dem 1902 errichteten schönen Rathausgebäude von Lunzenau den guten Willen nicht absprechen, immer das Beste für die Stadt und ihre Einwohner gewollt zu haben. Einfach kann das nicht immer gewesen sein, denn es waren meist ziemlich schwierige Jahre in sehr unterschiedlichen politischen Systemen zu überstehen und bei Entscheidungen, die getroffen wurden, beurteilten gewiss immer Leute, die damit einverstanden waren und auch solche, die sich darüber erbosten. Das wird auch in Zukunft so bleiben, doch das mindert den guten Willen der Menschen die in Rathäusern arbeiten und den Respekt, den sie zu Recht genießen, keinesfalls. Denken wir an Richard Straß, der sehr lange (1902-1928) und besonders in der schwierigen Zeit nach dem Ersten Weltkrieg die Lunzenauer Geschicke mit Sachkunde, Durchsetzungsvermögen und guten Ideen leitete. Vor ihm hatte Moritz Richter zehn Jahre die Geschicke der Stadt vertreten und den Neubau des Rathauses noch durchgesetzt. Oder denken wir an Alfred Köhler, der viele Jahre von den Nazis im Konzentrationslager Buchenwald eingesperrt war, aber nach dem Zweiten Weltkrieg sofort das Bürgermeisteramt annahm und das in einer Zeit, die die Probleme überquellen ließ. Es war nichts da, was ein normales Leben lebenswert macht. Fehlende Nahrungsmittel, kaum Brennstoffe; Not und Elend der Flüchtlinge, die untergebracht und versorgt werden mussten, ausgeschiedene Lehrer und Beamte, die zu ersetzen waren und, und, und...!

Aber auch der Bürgermeister Arnold, der 1932 als ein bereits erfahrener Kommunalpolitiker das Bürgermeisteramt übernahm und es bis 1945 innehatte, hatte es rückschauend nicht leicht. Kaum in seinem Amt, kamen 1933 in ganz Deutschland die Nazis an die Macht und forderten vorrangig auch von den städtischen Angestellten die volle Übernahme und Anerkenntnis der neu ausgegebenen Regeln des "Führers" und seiner Paladine. Für Arnold war eines seiner Kontrollorgane wohl der Ortsgruppenleiter der NSDAP, Gleditzsch, und der wird in seiner etwas schmierigen Art wohl auch die Anweisungen der Partei bei Arnold voll durchgesetzt haben. Dennoch lobt man heute noch den Bürgermeister Arnold für seine umsichtige Durchsetzung von Investitionen, z.B. bei der Feuerwehr, die in jener Zeit eine bessere technische Ausrüstung bekam und auch den Neubau des Feuerwehrgebäudes hinter der Kirche. Aber auch für den Bau des wunderschönen und modernen Stadtbades von 1939 bis 1941, allerdings mit vielen Spenden der Vogel'schen Fabrikherren unterstützt, die so ihre Steuerpflichten senkten. Das Stadtbad allerdings hatte auch schon Richard Straß umsichtig in den Zwanziger Jahren territorial vorbereitet.

Hoffen wir also, dass auch weiterhin alle Bürgermeister das Beste für das Wohl unserer Heimatstadt tun und wünschen wir ihnen dabei vollen Erfolg.

Das Rathaus hatte nach seiner Errichtung im Laufe der Zeit nicht nur städtische Behörden aufgenommen, sondern auch die Lunzenauer Sparkasse, eine Arztpraxis und ein Geschäft neben dem Haupteingang, das in meiner Kindheit vom Uhrmachermeister Wieland betrieben wurde.

Meine Erinnerungen beginnen mit einem Besuch der Sparkasse im Jahre 1937. Ich bekam von meiner lieben Oma Emma zum sechsten Geburtstag 10 Mark geschenkt und meine Mutter überzeugte mich, dass ich mir nun ein Sparbuch anlegen sollte. Sie wollte mich zur Sparsamkeit erziehen und das macht sie sehr überzeugend. Sie ging mit mir zur Sparkasse und ein sehr freundlicher Mitarbeiter stellte mir mit anerkennenden Worten das Sparbuch aus und gab mir noch ein bedrucktes Blättchen mit, das eine Sparwerbung mit fröhlichen Versen war. Ich verließ die Sparkasse mit einem zufriedenen und überzeugten Selbstwertgefühl, wie es wohl der Chef der Deutschen Bank, Josef Ackermann hat, wenn er die Mitteilung erhält, dass sein Konto im letzten Jahr wieder um ca. 15 Millionen Euro gewachsen ist! Danach spendierte mir meine Mutter noch einen Becher Schlagsahne in der Bäckerei Seidel, schräg gegenüber. Klar, dass man solche Ereignisse dann noch besser im Gedächtnis behält!

Etwa im gleichen Alter war ich, als meine zwei Jahre ältere Cousine, die gleichzeitig das Patenkind meiner Mutter war, von dieser ein Paar Ohrringe geschenkt bekam, die beim Uhrmacher Wieland eingesetzt wurden. Ich beobachtete den Vorgang sehr gespannt und war beeindruckt, dass das Durchstechen der Ohrläppchen zwar ein paar Tropfen Blut erzeugte, aber von dem Mädchen alles ohne Wimpernzucken ertragen wurde. Alles für die Schönheit! Danach gab es wieder den Becher Schlagsahne in der Bäckerei Seidel. Für mich auch, obwohl ich doch nur zugeschaut hatte! Im Obergeschoss hatte über viele Jahre Dr. med. Hellmich seine Praxis und er war auch über die gesamte Zeit an die ich mich erinnern kann, unser Hausarzt. Er war sachlich, freundlich und vertrauenerweckend, nie abgehoben oder bei aller notwendigen Kürze ruppig. Im Frühjahr 1941 grassierte bei den Lunzenauer Schülern eine Scharlachepidemie. Ich gehörte wohl zu den ersten, zu denen Dr. Hellmich gerufen wurde und nach der Bestätigung des Krankheitsverdachtes wurde ihm deutlich, was vor allem auf ihn zu kommen würde. Er zischte mit recht ernstem Gesicht ein halblautes "Schei...". Die Schule wurde danach auch für mehrere Wochen geschlossen. Es musste ja fast alles mit Hausmitteln behandelt werden, an Antibiotika war damals noch nicht zu denken. In meiner Lehrzeit war die Tuberkulose kurz nach dem Krieg weit verbreitet und eventuelle Symptome wurden recht genau in den Familien beobachtet. Als ich eine Zeitlang zum nächtlichen Schweißausbruch neigte, wurde ich gleich zum Doktor geschickt. "Gehsde ma bei Hellmich'n un frachsd den ma.." Der beruhigte mich, aber er stellte fest, ich hätte eine Herzerweiterung und einen Herzklappenfehler - und das im Alter von 15 Jahren! Er gab mir einige Verhaltenshinweise und ergänzte wörtlich "...immer mit dem Fahrrad mit 80 den Cossener Berg hinausjagen, das hört jetzt auf!" Zu Hause nahm ich mir das "Doggderbuch" des Arnsdorfer Naturheilkundlers Bilz vor, das damals wohl in jedem Haushalt vorhanden war. Dort fand ich des Doktors Hinweise wieder und noch einen dazu: Man solle bei solcher Diagnose vom Geschlechtsverkehr absehen! Oh! Na so was!! Ich habe zunächst mal eine dünnere Bettdecke genommen, da ließ das Schwitzen schnell nach. Mit den festgestellten Herzkrankheiten, das war - wie heute nach mehr als 60 Jahren nachweisbar - eine verzeihliche Fehldiagnose, denn Dr. Hellmich hatte kein Ergometer oder andere Diagnosehilfsmittel, nur sein Hörgerät und einen Blutdruckmesser. Ich habe mich später auch nicht mehr darum gekümmert und bin mit dem Fahrrad die vielen Hügel um Lunzenau herum weiterhin mit Karacho rauf und runter!

Im Dezember 1941 stand die deutsche Wehrmacht vor Moskau, als der in diesem Jahr sehr harte Winter hereinbrach und den deutschen Soldaten fürchterliche Erfrierungen brachte. Die deutschen Generäle hatten (nicht nur!) in Geografie nicht aufgepasst und so wussten sie auch nicht, dass Russland ein anderes Klima hat als Sizilien. Man hatte die deutschen Soldaten nur in Sommeruniformen in den Feldzug geschickt. Deshalb gab es einen in ganz Deutschland verkündeten Aufruf, die Bevölkerung solle leere Flaschen sammeln, damit man von zentraler Stelle dann Schnaps einfüllen könne, sowie Winterbekleidung (Handschuhe, Mützen, Schals, Pullover,

Oberbekleidung, warme Socken usw.) und sonstige Ausrüstungen, z. B. Schier. Wir Schüler wurden los geschickt, um alles aufzunehmen und dann in die Hofgebäude des Rathauses zu bringen, das wohl auch schon als Arrestaufenthalt benutzt wurde. Ich höre noch einen alten Lunzenauer knurren, das hätte Napoleon 1812 auch schon versucht und der Schnaps sei nur geeignet, das Körpergefühl zeitweilig etwas zu erhöhen, aber dann kommt mit dem Kater der körperliche Zusammenbruch noch viel schneller. Die Lunzenauer spendeten reichlich, keinesfalls um den Krieg zu unterstützen, aber die jungen Männer im tiefen Russland haben allen sehr leid getan, es hätten ja ihre eigenen Söhne oder Brüder sein können. Ob die wärmenden Kleidungsstücke je getragen wurden, ist unbekannt geblieben. In den gleichen Räumen im Rathaushof wurden im April
1945 unsere Radioapparate gelagert, weil die US -Streitkräfte bis zur Kapitulation Deutschlands zur Verhinderung des Hörens der deutschen Sender befohlen hatten, sie abzugeben. Wir hatten schon angenommen, dass man die Geräte nie wieder sehen würde, konnten sie aber unbeschädigt wieder abholen. Wir Schüler wurden in der Schule und auch bei den Pimpfen immer wieder angehalten, stets mit dem "Deutschen Gruß", also mit "Heil Hitler" zu grüssen. Das taten wir auch bei unseren Lehrern und bei offiziellen Anlässen. Doch in der Familie und in der Nachbarschaft sagte man weiter "Gudden Morchen" oder "Tach" oder "N'ahmd". Etwa 1942 sollte ich im Obergeschoss des Rathauses einen Bezugschein abholen. Ich trat nach dem Anklopfen ein und grüßte mit "Guten Tag". Von einem Bearbeiter wurde ich scharf angeblafft, ob ich denn kein deutscher Junge sei, der es wissen müsste, wie man grüßt. Er verwies mich des Raumes, um wieder mit dem Hitlergruß einzutreten. Das tat ich dann auch, knallte die Hacken zusammen und brüllte den Hitlergruß in den Raum. Dann erhielt ich den Bezugschein.
Am 16.April 1945- am Tag nach dem Einmarsch der US - Truppen - stand ich wieder am Rathaus, um neugierig festzustellen, was sich da so tat. Ein US - Offizier hatte die Leitung der Stadt übernommen und hetzte nun vom Bürgermeister bis zum Laufmädchen alle umher. Vor dem Rathaus stand ein amerikanischer Doppelposten und ließ niemand in das Haus. Auf dem Markt war das fröhlichste Treiben. Alle Fremdarbeiter aus Europa, die bisherigen Kriegsgefangenen und die Zwangsverpflichteten, liefen jetzt frei umher und von ihrem Verhalten gegenüber der deutschen Bevölkerung hing viel ab. Ich habe noch das Bild einer weißrussischen Mädchengruppe vor mir, die leicht beschwipst, mit hochroten Köpfen und glücklichen Gesichtern mit amerikanischen Soldaten schäkerte. Wie wohl muss ihnen in diesen Stunden gewesen sein. Ich stand noch immer dicht neben dem streng bewachten Rathauseingang, als Frau Meister, meine verehrte Englischlehrerin vorbei kam. Und nun kam es bei mir zu einer Reflexhandlung. Ich knallte die Hacken zusammen, riss den rechten Arm hoch und grüßte laut mit "Heil Hitler". Im gleichen Augenblick wurde mir bewusst, dass ich Blödsinn gemacht hatte. Frau Meister reagierte natürlich nicht und ich schaute mich erschrocken um, ob meinen Gruß jemand bemerkt hatte. Die Rathauswache war kaum 3 - 4 Meter entfernt! Ich hatte Glück, niemand beachtete mich. Langsam entfernte ich mich; bloß jetzt nicht auffallen! Plötzlich bekam ich von hinten einen derben Stoß und stolperte vom Trottoir auf die Straße. Ich war einem, nun ebenfalls freien, französischen Offizier im Weg gewesen. Jetzt trollte ich mich erst mal nach Hause. Von meinem "strammen Gruß" habe ich aber nichts erzählt! Aber ich begriff, dass es nun wieder bei zivilen Grüssen bleiben würde!
Hoffen wir abschließend, dass alle Besucher des Rathauses es immer verlassen mit der Überzeugung:

Man kommt klüger heraus, als ... !

Rathaus um 1899

„Sächsisch für Entwöhnte“

Aufgefangene Begriffe, die aus der Erinnerung verloren gehen!

Käsehitsche	kleiner Rodelschlitten
schwebbern	etwas verschütten
Schladersch	Gauner, Lump, unordentlicher Mensch
estimieren	jemanden akzeptieren
Ulmer	Tabakpfeife
Memme	empfindlicher Mensch
Himmelmiezchen	Marienkäfer
Hader	Wischtuch/Scheuerlappen
Gusche	Mund
Griefe	Herpes an der Lippe
Plättlocke	Bügeleisen
geschnerzsch	auffallend angezogen
Dobbelbemme	Brotschnitte übereinander
dudscher Hund	verrückter Kerl, übereilig auch
barbsch	barfuß
zengs dingenei	im Ort hinunter gehen
demsch	schwül, heiß
dr eenzsche	einer allein
ei verbibsch	nanu, toll - in Bewunderung allgemein
Flähz, flähzsch werden	frecher Kerl, frech werden
flähz dich nicht so hin	setz dich ordentlich hin
Sänge	wirst verhauen
Hucke voll kriegen	verdroschen werden
fitzsch	nervös, zerstreut, hektisch, schusselig
gungsen	jemanden stoßen
deebern	laut sein
debsen	reden, quatschen, vergnüglich sein
Wärmde	Wermuttee
kähzen	husten
hutschen	schwer gehen
gaagsch	blass
mähren, ausgemährt	langsam sein, fertig werden
derwenzscher Kerl	dünner, dürrer Mensch
plaatschen	starker Regen
es geht zufaden	geht voran, geht schnell dahin
Lusche sein	kein besonders begabter Mensch
Schnäppersch	Einfaltspinsel, Blödmann
Wanstrammeln	Bauchschmerzen
Drahndude	phlegmatischer Mensch, Schlafmütze
Plinsen	Eierkuchen
heckern	klettern
schnurpsen	essen
Demmelei	auf der Stelle treten, im Weg stehen
Erbern	Kartoffeln
Spruzer	Sperling
latschen	schlurfend laufen
Nesel	kleiner Wasserbehälter, meist aus Metall
echah	ach nein
Seechamsel	Ameise
verhonepiebeln	veralbern, verunstalten
plauzen	Tür laut zu schlagen
branzen	angeben, tratschen
Nischel	Kopf
Bambule	Hektik, Unordnung
Hitsche	Fußbank
Plempe	miserabler Kaffee
Husche	kurzer Regenguss
wicks'sch	wütend sein
verplempern	vergeuden, verschwenden
dalfern	anfassen
Asch	große Schüssel
mucksch	wortkarg, schlecht gelaunt
Horns'sche	Hornisse, auch altes baufälliges Haus

zusammengetragen vom Heimatfreund Heinz Winkler unter Mithilfe von Rolf Fritsch aus Tauscha.

Friedrun Köhn geb. Auer

Lunzenauer Jahrmarktserinnerungen

von 1945 bis 1968 wohnte ich in Lunzenau in der Pestalozzistraße 4. Meinen Vater, den Lehrer Max Auer, werden sicher noch einige ältere Einwohner kennen. Je älter man wird, desto öfter denkt man an die Kindheit und Jugendzeit zurück. Im Juni dieses Jahres traf ich mich mit zwei Freundinnen aus der Lunzenauer Zeit. Übereinstimmend stellten wir fest, dass wir wunderschöne, erlebnisreiche Jahre miteinander verbrachten.

Hier nun die kleine Geschichte:
Jedes Jahr fand in Lunzenau der Jahrmarkt statt. Er zog sich mit seinen Karussells und Buden vom Markt bis zum Anger hin. Vor der Kirche stand das Riesenrad, dann kamen Berg- und Talbahn, eine Raketenbahn, Kahnschaukeln und auf dem Anger hinten noch ein kleines Kinderkarussell.
Dazwischen standen unzählige Buden mit Süßigkeiten, allerlei Dingen für den Haushalt und einen Stand mit „Wundertüten“. Besonders freute ich mich, wenn in so einer Tüte ein Flaschenteufelchen war. Den Flaschenteufel, ein kleines Wesen aus Glas, musste man in eine mit Wasser gefüllte Flasche tun. Dann bewegte sich das Teufelchen darin auf und nieder.
Bevor ich meinen jährlichen Gang zum Jahrmarkt unternahm, stattete ich regelmäßig bei meinem Patenonkel Heinz Bohne in der Alfred-Köhler-Straße einen Besuch ab. Meine Tante Inge und er waren immer recht großzügig und gaben mir 2 DDR-Mark. Dieses Geld und meine kleines Taschengeld reichten, um mir an den 3 Jahrmarktstagen allerlei Wünsche zu erfüllen.
An einem Sonntag, es war ein unheimlicher Trubel auf dem Markt, überredete ich meine Mutti, mit mir Karussell zu fahren. Wir entschieden uns für die Raketenbahn. Das war eine etwas schräg gestellte runde Holzplatte mit kreisförmig angeordneten, raketenähnlichen Sitzgelegenheiten. Auf dem Karussell herrschte großer Andrang. Endlich hatte ich für mich und meine Mutti eine Rakete ergattert. Flugs war ich eingestiegen, aber meine Mutti passte nicht hinein. Sie war eine große kräftige Frau, die trotz aller Bemühungen nicht in die Rakete passte.
Alle Umherstehenden beobachteten natürlich ihren hilflosen Versuch und schmunzelten darüber. Schließlich musste ich allein meine Runden drehen.
Ein anderes Erlebnis ist mir ebenfalls in guter Erinnerung. Ich glaube, dass ich in die 7. Klasse ging. Nach dem anstrengenden Jahrmarktswochenende nahmen sich die Schausteller Montag vormittags eine wohlverdiente Pause. Am Nachmittag war der Jahrmarkt noch einmal geöffnet. Das wussten wir Kinder natürlich. In der Schule hatten wir im Verlaufe des Vormittags 2 Stunden Unterrichtsausfall. Irgendwer kam auf die Idee, in dieser Zeit hinunter zum Markt zu laufen. Aber die Schausteller ruhten sich noch in ihren Wagen aus. Ein Mitschüler meinte: „Aber wir sind doch so viele. Da klopfen wir schon einen Mann heraus. Der wird uns schon ein Karussell anmachen.“
Aber wohin mit den vielen Ranzen? Da machte ich den Vorschlag: „Die Ranzen könnten wir auf unserem Boden stapeln.“ (Wir wohnten ja direkt gegenüber der Schule.)
Gesagt - getan! Ab ging es nun gemeinsam zum Markt. Nach langen Bemühungen fand sich endlich ein Schausteller, der uns die Raketenbahn anschaltete. Nun nahm das Unglück seinen Lauf. Einer meiner Mitschüler hatte wohl zu viel von dem köstlichen Kirmeskuchen gegessen. Als wir gerade so richtig auf Touren waren, erbrach er sich. Er hatte die halbe Raketenbahn „geschmückt“. Der gutmütige Schausteller konnte es nicht fassen und war natürlich ärgerlich. Daraufhin gab er uns Besen, Eimer und Schrubber. Wir mussten nun gemeinschaftlich das ganze Karussell säubern.
Nach getaner Arbeit trotteten wir mit gesenkten Köpfen wieder zur Schule zurück. Ob wir zu spät kamen, weiß ich heute nicht mehr. Meine Mutti hatte natürlich die Ranzensammlung auf dem Boden entdeckt.

Johannes Müller
Zeitzeugenbericht I

Mein erstes Lehrjahr

Mit 13 Jahren kam die Frage, was möchte ich für einen Beruf erlernen wenn ich aus der Schule komme? Es war Krieg und man hatte allerlei Flausen im Kopf. Ich entschied mich für einen Lehre in der Landwirtschaft, um später einmal als Verwalter auf einem großen Gut zu arbeiten (natürlich im Osten) - gesagt - getan. Ende März 1944 war meine Konfirmation,
02. April Geburtstag und am 03. April Arbeitsbeginn auf dem Lehrhof Oswald Uhlich in Burkersdorf, Burgstädt.

Der April 1944 war sehr kalt, es lag noch überall Schnee, so dass wir erst im Mai auf die Felder konnten. Aber trotzdem begann der Arbeitstag um 06.00 Uhr und endete zwischen 19.00 und 21.00 Uhr. Normaler Arbeitsablauf der Landwirtschaft - Stall ausmisten, Vieh füttern (Kühe, Pferde, Schweine und Kleinvieh).

Ca. 07.30 Uhr Frühstück! Wir saßen mit 7 Personen am Tisch: Der Enkel vom Chef, ein zweiter Lehrling, ein Ukrainer, ein Pole, ein Russe, ein Franzose und ich. Jeder hatte ein Messer, mitten auf dem Tisch stand ein Teller mit Honig, von einem großen Brot schnitt einer, meistens der Ukrainer, Scheiben ab und verteilte sie. Man schnitt das Brot in Stücke. langte mit dem Messer in den Honig und versuchte, soviel wie möglich drauf zu bekommen (er war ziemlich dünn) und man konnte an den Spuren sehen, wo jeder gesessen hatte. Das gab es von Montag bis Samstag, allerdings wechselte der Belag! Eine Woche Honig, die andere Woche Sirup, mittags gab es meistens Kartoffeln und gepökeltes Fleisch. Abends dann der Thriller - Pellkartoffeln auf den Tisch, in die Mitte eine Schüssel mit Quark, jeder wieder ein Messer, Kartoffeln schälen, halbieren, mit dem Messer zur Quarkschüssel (natürlich schön dünn, musste ja für 7 Personen reichen), etwas auf die Kartoffel und ab in den Mund! Teller und Gabel waren überflüssig, die Spuren zeigten wieder jedermanns Platz. Und auch das gab es von Montag bis Samstag. Nur sonntags gab es Brot mit Wurst und Ei!
Meine Frau traut sich nach 45 Ehejahren noch nicht, ohne zu fragen Kartoffeln und Quark auf den Tisch zu bringen. Ab und zu esse ich es aber schon!

Es war eine schlechte Lehrstelle, außer hart arbeiten habe ich nicht viel gelernt, es gab noch keine Trecker und alles musste mit Pferden erledigt werden. Ich habe manchen Tag von früh bis spät mit einem Pferd das Kartoffelfeld Reihe für Reihe geigelt und mit dem Schwanenhals angehäufelt - mit den Rüben die gleiche monotone Arbeit. Man muss sich das heute (2008) mit der modernen Technik mal vorstellen!

Nach dem kalten und nassen Frühjahr wurde es ab Mitte Mai schön und es folgte ein Supersommer. Aber er wurde doch zunehmend getrübt durch Bomberstaffeln der Alliierten. Am Anfang schimpfte unser Chef, wenn wir die Arbeit unterbrachen, um die seltenen Luftkämpfe zu beobachten. Aber nachdem dann auch in unserer Nähe, zwischen Chemnitz und Limbach, die ersten Bomben fielen, haben wir von unserem Chef nichts mehr gesehen, er verkroch sich im Keller und heulte um seinen Hof! Wir spürten, dass sich das Kriegsgeschehen anders entwickelte, als wir noch vor kurzem geglaubt hatten.

Unser Chef war ein Sadist, obwohl die Gefangenen genau so gut arbeiteten wie wir, ließ er ab und zu den Russen und den Polen von einem Polizisten verprügeln, weil sie angeblich schlecht arbeiten würden, die anderen nicht. Auch dass die Ausländer alle schlecht und dumm sein sollten (Schulerziehung) glaubte ich nicht mehr so recht, denn der Ukrainer sprach perfekt deutsch und sprach auch mit dem Franzosen in dessen Muttersprache.
Naja - die Zeit verging mit hart arbeiten, manchmal bis abends 21.00 Uhr, im Herbst die Zentnersäcke Kartoffeln die Keller der Kartoffelkunden tragen (ich war 14 Jahre alt) - aber ich habe es geschafft. Und das mit einem Lohn von 14,50 Mark und Kost und Logie.

Im Januar 1945 wurden wir 14- und 15jährigen nach Hartmannsdorf zur vormilitärischen Ausbildung eingezogen, nach 3 Wochen dann das freiwillige Melden zum Kriegsdienst! Ich meldete mich zu den Gebirgsjägern, die durften erst mit 16 Jahren eingezogen werden. Die sich zur SS gemeldet hatten, waren am nächsten Morgen weg: Division Hitlerjugend! Ich habe keinen wiedergesehen!

Im Februar wurde ich noch 3 Wochen im Forst eingesetzt. Anfang März meinte mein Chef wohl, ich würde auch nicht genug arbeiten und schlug mir einen Besen auf den Rücken! Damit war der Lehrbetrieb für mich erledigt und ich verlangte auf dem Arbeitsamt einen neuen Lehrbetrieb. Da war was los!

→

Nach meiner Weigerung weiterzuarbeiten, hat man mir doch einen Betrieb zugeteilt, und das war ein Volltreffer! Es ging nach Hartha bei Wechselburg.

Das war mein erstes Lehrjahr und ich glaube, dass es heute, nach 65 Jahren, doch etwas anders und besser aussieht mit dem Berufsbeginn.

Es geht weiter mit dem noch etwas turbulenteren 2. Lehrjahr!

1945 - mein zweites Lehrjahr

Wie schon angedeutet, war die Zuteilung meines neuen Lehrbetriebes, Erhard Michael in Hartha bei Wechselburg, ein Volltreffer. Schon der Anfang war gut! Wegen Umbau im Haus brauchte ich nicht am 01. April, sondern erst am 09. 04. anzufangen. Wegen der Verzögerung wurde ich in Wechselburg wohl nicht erfasst und entging dadurch den Pflichtübungen des Volkssturms! Das nächste Positive war die Aufnahme im Betrieb.Ich gehörte von Anfang an zur Familie, das waren Erhard und Dora Michael nebst den Töchtern Edelgard und Christa, Sohn Christian und eine junge Russin.

Die Verpflegung war gegenüber dem ersten Betrieb 100%ig besser, vor allem da der Chef auch noch im eigenen Backofen des öfteren Kuchen backte. Gute Vielseitigkeit in der Küche war Chefin Doras Errungenschaft. Also Anfang gut, alles gut? Mal sehen!

Das Wetter im Frühjahr 1945 war genau das Gegenteil vom Vorjahr. Wir legten am ersten Arbeitstag (09. April) Kartoffeln. Sehr warm und trocken, eine ganze Zeit so. Da es 1945 noch keine Trecker gab, wurde auch hier alles mit Pferd und Handarbeit erledigt. Das Gelände um Hartha ist ziemlich hügelig, deshalb durfte ich mich gleich mit dem Umgang mit der Sense vertraut machen, weil die Hälfte des Grases für Heu mit der Sense gemäht werden musste. Auch das Getreide wurde an den Seiten angemäht, um mit dem Bindemäher arbeiten zu können. Hat mir sehr gefallen und der Chef war mit meiner Mähkunst wohl sehr zufrieden.

Es gab auch noch andere Arbeiten. Im Wechsel der Betriebe mussten die Milchkannen per Pferd und Wagen in die Molkerei nach Lunzenau gebracht werden. Wir waren in meiner zweiten Woche dran, ich denke heute noch an den zweiten Tag meiner Milchtour. Ich fuhr gerade in Lunzenau über den Marktplatz, etwa in Höhe des jetzigen Marktbrunnens, als ich die Leute laufen sah. Durch das Kannengeklappere hörte ich nichts, aber ich habe sofort geschalten. Alarm und Jabos (Tieffliegerl)! Mit Peitsche und Karacho die 100 m bis zum Hotel „Zur Sonne“ (später Kulturhaus) und in die Toreinfahrt rein. Ein Glück, dass ich mich in Lunzenau auskannte. Kaum drin, jaulten sie auch schon über die Stadt hinweg ohne zu schießen. Ob es anders gekommen wäre, wenn ich mich noch auf der Straße befunden hätte weiß ich nicht. Aber sie schossen ja auf alles, was sich bewegte!

Kaum 14 Tage später kam dann der Anfang vom Ende des Krieges. Ich glaube, es war ein Sonntag, denn ich hatte Zeit, mir die Sache anzusehen. Es gab einen großen Knall! Man hatte den ersten Bogen der Muldenbrücke in Wechselburg gesprengt (Foto). Ich ging gleich oberhalb von Hartha zur Straße und konnte noch den Rauchpilz sehen, aber ich sah auch die Panzerspitzen der Amerikaner. Sie kamen aus Richtung Corba und verteilten sich auf den Feldern zwischen Corba und Himmelhartha, dann schossen sie 5 oder 6 Mal nach Wechselburg hinein. Der Treffpunkt war etwa an der Gabelung Bahnhof/Oberdorf. Es gab wohl einen Toten und mehrere Verletzte. Im Schlachterladen Knorr kann man die Splitternarben in den Fliesen noch sehen. Zum Glück hissten die Verantwortlichen von Wechselburg auf dem Schloss die weiße Fahne. Und somit hatte die Stadt Glück, denn wenn man die gewaltige Streitmacht sah, die sich da aufbaute, wäre von Wechselburg wohl nicht viel übrig geblieben.

Die Amis nahmen dann den Weg über die Göhrener Brücke, Cossen, Göritzhain, dann aber nicht durchs Wiedertal, sondern sie kamen auf der Straße und daneben den Berg nach Hartha hoch und fuhren über Seitenhain Richtung Mittweida. Und das etwa 24 Stunden lang, mit allem was gebraucht wurde. Die Logistik stimmte bei den Amis.

3 Tage später bekamen wir in Hartha dann Einquartierung. Sie kamen nachts, stellten vor jedes Tor einen Panzer, schauten in jedes Zimmer nach deutschen Soldaten und schliefen dann in Schlafsäcken in unserer Küche. Als Quartier für ihre Offiziere besetzten sie das Haus von Naumanns. Der Sohn Conrad, damals 9 Jahre, kann sich noch ganz gut an die Geschehnisse erinnern, wie er mir bei einem Besuch in Hartha erzählte. Wir frischten unsere Erinnerungen etwas auf.

C. Naumann und ich vor seinem Elternhaus, der ehemaligen Kommandantur

Wir kamen mit den Amis ganz gut zurecht, sie fuhren inzwischen ihre Panzer aus dem Ort und biwakierten auf dem Feld.

Während ihrer Anwesenheit ging die Arbeit auf dem Hof weiter, nur das Wetter wurde immer wechselhafter und es regnete immer öfter. Die Amis kamen manchmal zu uns, um ihre Sachen zu trocknen. Nach ein paar Wochen sagten sie: „Morgen fahren wir weg und die Russen kommen.“ Oh je, was nun? Die Amis fuhren weg, aber nur über die Mulde, 2 Tage tat sich gar nichts, dann kam ein junger russischer Offizier. Der sprach gut deutsch und hatte sich meinen Chef als Verbindungsmann ausgesucht. Alles lief nun über meinen Chef! Die Beiden gingen durch den Ort und suchten Quartier! Die Entscheidung fiel auf den Hof von Karl und Emma Thieme, der lag etwas außerhalb und für ihn richtig (Foto). Der Russe gab meinem Chef eine Woche Zeit, um den Hof räumen zu lassen. Alle jungen Burschen von 14 bis 16 Jahren, die im Ort wohnten, mussten sich nun jeden Morgen 07.00 Uhr zur Sonderarbeit melden. Wir halfen Thiemes beim Ausräumen, was sie für nötig hielten, und brachten es im Ort unter, wo sie dann auch wohnten.

Dann mussten wir um den Hof einen hohen Zaun bauen, alles nach Anweisung des Offiziers. Er sagte uns, dass er seine Soldaten unter Kontrolle halten müsse.

Nach einer Woche kam nun seine Armee. 12 bis 14 Mann - genau weiß ich das nicht mehr. Eine weitere Forderung: pro Woche eine Kuh zur Verpflegung! Nun hatten wir am Morgen Gesellschaft, es waren alles junge Burschen, sie lachten viel und wir amüsierten uns manchmal. Bei allem

Ausräumen hatten wir eines nicht bedacht. Auf dem Boden stand ein altes Grammophon, so mit Trichter und da lag eine Schallplatte drauf. Wir hatten sie gar nicht gesehen. Die Russen fragten uns, wie das geht. Es musste ja noch mit Kurbel aufgezogen werden. Ja nun lief das Ding und wir haben gelacht, was sie ja nicht verstanden. Heinz Rühmann und Hans Brausewetter sangen: „Es weht der Wind mit Stärke 10 --- das kann doch einen Seemann nicht erschüttern!“ Der junge Offizier wunderte sich über unser Lachen, hörte sich die Musik an und lachte mit! Ob er den Text seinen Leuten übersetzt hat, weiß ich nicht.
Aber nun begann unsere gemeinsame Arbeit: Bäume fällen, abschälen und in lange, gleichmäßige Stangen sägen. Dem Geschick nach waren die Russen wohl Pioniere oder so. Nun ging es mit den Stangen und anderen Hölzern auf einem Militärlaster los. Wohin? Nach Wechselburg zur Muldenbrücke, um sie mit Schlagbaum und allem was dazugehörte zu verschließen! Damit fertig kam die untere Brücke in Göhren dran, danach die Eisenbahnbrücke Chemnitz - Leipzig, dann die Brücke zu Küblers, die ja schon ein Tor aus Eisen hatte, aber das war ja schon ewig morsch. Als Letzte haben wir dann die Muldenbrücke in Lunzenau verbarrikadiert. Die Amis saßen auf der anderen Seite auf dem Geländer und haben gelacht. ich weiß noch, es war Kirschenzeit, bei der Zufahrt zu Lindemuths Fabrik stand ein Kirschbaum und die reifen Früchte verlockten uns, vom Lkw aus ein paar zu pflücken.

Aber all die Arbeiten wegen vielleicht 2 Monaten. Danach wurden die Grenzen ja leider noch einmal verlegt - bis 1990!

Eins hatten wir unserem momentanen Arbeitgeber aber nicht verraten. Die Brücken waren alle dicht, aber das Wehr bei Küblers hatten sie nicht beachtet. Ich habe etwa 12 bis 14 Personen mit Handwagen oder Gepäck über den ca. 1 m breiten Damm, über den höchstens 5 cm Wasser lief, auf die Westseite geschleust. Die eine Familie blieb wegen Krankheit noch 6 Wochen bei meiner Mutter in der Siedlung, sie gingen danach nach Paderborn. Küblers Brücke war übrigens die einzige, die nachts ohne Bewachung war. Das Foto zeigt die damalige Dammfurt nach 63 Jahren (2008).

Nach der Verriegelung aller Muldenbrücken in unserer Gegend wurden wir auf unsere Höfe entlassen, unser Frühstück mit Brot, Fleisch, Tee und Wodka war zu Ende!
Mit dem normalen Arbeitsablauf der Landwirtschaft ging es weiter und da die Arbeitszeit etwas anders aussah als im Vorbetrieb, jetzt von Montag bis Freitag 6.00 bis etwa 19.00 Uhr, Samstag 06.00 Uhr bis Mittag, dann Hof aufräumen, alles säubern und fegen, dann Schluss, sonntags nur füttern, da machte die Arbeit auch Spaß.
Nun waren wir wieder einmal dran mit Milchfahren. Ich bekam einen Ausweis und fuhr mit dem Wagen voller Milchkannen nach Wechselburg. Ich durfte mit der Genehmigung die notdürftig reparierte Brücke passieren und lud drüben unsere Kannen auf einen Lkw, der nach Lunzenau fuhr. Ich musste etwa eine Stunde auf die Rückkehr warten. Am ersten Tag geschah nichts, aber am 2. Tag fragten mich die Amis, ob ich etwas essen wollte (vielleicht hatten sie ja Mitleid mit mir, durch mein erstes Lehrhungerjahr sah ich nicht gerade sehr kräftig aus). Es gab Eierkuchen mit Marmelade, das war ja was für mich „Kuchenlunzner“. Das gab es dann für mich die ganze Woche. Ob mein Nachfolger das gleiche bekam, weiß ich nicht.
Aber nun, da der Krieg und das 1000jährige Reich Geschichte wurde, gab es ja auch noch etwas anderes als Kriegsendegeschichten. Das normale Leben fing an, so dachte man wenigstens! Die Zeit nach Kriegsende war für viele schlimm, Ostflüchtlinge, Ausgebombte und viele Arbeitslose, die nach etwas zum Essen suchten. Ich sehe immer noch die Züge, die aus Chemnitz mit der Chemnitztalbahn nach Wechselburg kamen, die Menschen auf den Dächern, auf den Trittbrettern und Puffern und sonst wo.

Der Sommer ging vorbei und es ging an die Ernte aller Erzeugnisse der Landwirtschaft. Mein Chef hatte wohl Lieferverträge mit der Konservenindustrie und jede Menge Kürbis angebaut. Im Hof lag bestimmt ein Lkw voll Kürbisse, aber wohin nun damit? Die Industrie war kaputt - keine Annahme. Wir hatten Kartoffelernte, aber keine Leute zum Auflesen. Da hatte ich wieder einen Chef, mit dem man neue Wege gehen konnte. Als wir auf dem Feld standen und die vielen Leute sahen, die von Wechselburg aus auf die Dörfer strömten, machte ich ihm einen Vorschlag. „Wenn wir ein paar von den Leuten ansprechen und fragen, ob sie uns während der 3 Stunden bis der nächste Zug fährt beim Kartoffelauflesen helfen würden und dafür als Lohn Kartoffeln und Kürbis bekämen?“ Mein Chef schaute mich an und sagte: „Du bist vielleicht ein Filou. Wenn du meinst das geht, dann versuch' es!“
Es war ein voller Erfolg, die Leute haben mich angeschaut wie den Weihnachtsmann. Aber wir bekamen so unsere Kürbisse ohne Verlust vom Hof und nach einigen Tagen hatten wir unsere Kartoffelernte gut und schnell beendet.

Im Privatleben tat sich nun auch etwas. In Nöbeln gab es die erste Tanzveranstaltung! Von so was hatten wir 15jährigen ja nun gar keine Ahnung, aber Edelgard, die Tochter des Hauses sagte: „Wir gehen einfach mal hin und ich zeige euch, wie das geht.!“ Gesagt, getan! Wir sind, ich glaube Tochter Christa war auch dabei, und noch zwei oder drei junge Leute zu Fuß querfeldein nach Nöbeln und schauten zu, wie die Paare nach der Musik im Saal rumsprangen. Ach war das lustig, aber es weckte auch Interesse. Wir durften ja nur schauen in unserem Alter.
Der nächste Tanzkurs in Wechselburg war schon vorprogrammiert. Da ich inzwischen statt der 16,50 Mark Tariflohn vom Chef 25,50 Mark bekam wegen guter Leistungen, konnte ich auch bezahlen.
Während des dann durchgeführten Kurses wurde ich schwer krank (Typhus). Trotz großer Schwäche ging ich kurz vor Weihnachten bis nach Hause in die Siedlung. Ich habe es wohl nur dem aus Russland schon nach Hause gekommenen Dr. Hellmich zu verdanken, dass ich diese Zeilen heute schreibe. Während der Krankheit begrub ich meinen Traum vom großen Gutsverwalter, es gab ja keine großen Güter mehr.
Aber ich hatte wieder Glück. durch die Bekanntschaft meines Vaters (damals zweiter Bürgermeister) mit dem Molkereichef Wilhelms, bekam ich das Angebot, den Beruf Molkereifachmann zu erlernen. Ich kündigte meine Landwirtschaftslehre und begann am
15. März 1946 in der Molkerei Lunzenau - wieder mal mein erstes Lehrjahr! Ich wurde Molkerist der alten Schule und habe es nie bereut. Nach der Ausbildung und mehreren Jahren Wanderschaft in Ost und West bin ich, zuletzt als leitender Angestellter im Großbetrieb, dem Beruf bis zum Rentenbeginn treu geblieben.

Johannes Müller, Lüneburger Heide

Elke Zimmermann

Es stellen sich vor:

Die „Fröhlichen Sänger von Rochsburg"

Der Chor „Die Fröhlichen Sänger von Rochsburg" kann auf eine lange Tradition zurückblicken. Bereits seit 1866 wird in Rochsburg gesungen, wenn auch damals noch im „Gesangsverein Saxonia Rochsburg". An dieses schöne Hobby erinnerten sich kurz vor der Wende wieder Ilse und Klaus Nestler. Die Idee, einen Chor ins Leben zu rufen, war geboren und wurde schnell in die Tat umgesetzt. Mit dem Musiklehrer, Herrn Goldmann aus Lunzenau, und einer handvoll Sangesfreudiger war der Grundstein 1989 für einen neuen Gesangsverein gelegt.

Die damalige Jugendherberge im Schloss stellte einen Raum mit Klavier zur Verfügung, wo die Proben stattfanden. Leider brachte die Wende dann Veränderungen mit sich. Aus beruflichen Gründen gab Herr Goldmann die Leitung des Chores auf. Eine mehrmonatige Zwangspause und die Suche nach einem neuen Chorleiter machten sich erforderlich. Das unermüdliche Bemühen der Familie Nestler führte schließlich zum Erfolg.

Mit dem Musiker Eberhard Müller aus Lunzenau war ein neuer musikalischer Leiter gefunden. Da sich die Anzahl der Sängerinnen fast verdoppelt hatte, konnten die bis dahin meist einstimmig gesungenen Lieder dreistimmig im Satz einstudiert werden.

Nach der Schließung der Jugendherberge mussten wir einen anderen Probenraum finden. So nutzten wir den Gemeinderaum, dann das Gartencafe Schievelbein, das Sportlerheim und zuletzt viele Jahre die Bahnhofsgaststätte.
Mit 35 Sängerinnen und Sängern hatte der Chor 1996 die stärkste Besetzung. Nach 10jährigem Wirken beendete 2001 Eberhard Müller seine Tätigkeit als Chorleiter. Nun steht seit 2002 Ernst Merkel aus Wechselburg an der Spitze des Chores. Mit momentan 16 Frauen und 6 Männern singen wir alle Lieder vierstimmig.
Notenkenntnisse sind dazu nicht erforderlich. Mit unendlicher Geduld werden die einzelnen Stimmen gelernt, bis alles klappt. Der Spaß kommt dabei aber nie zu kurz und es wird viel gelacht.

Mittlerweile haben wir über 100 Volks-, Liebes- und Stimmungslieder sowie ca. 40 Weihnachts- und 20 kirchliche Lieder im Repertoire. Im Laufe eines Jahres absolvieren wir etwa 15 Auftritte. Gesungen wird zu den verschiedensten Veranstaltungen. Wir sind seit über 10 Jahren beim MISKUS dabei und auch das Weihnachtssingen in der Rochsburger Kirche hat einen festen Platz im Terminkalender.

Bleibt zu hoffen, dass die „Fröhlichen Sänger" noch lange mit ihren Liedern anderen Menschen Freude bringen können, denn der Nachwuchs macht sich leider sehr rar. Wer Lust zum Singen hat, egal ob 8 oder 80, ist herzlich willkommen. Geprobt wird mittwochs 19.00 Uhr in der Cafeteria des Seniorenheimes „Schlossblick" Rochsburg.

**Niemand darf seine Wurzeln vergessen.
Sie sind Ursprung unseres Lebens.**

Frederico Fellini